This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07495659 4

Ludwig Börne's

Gesammelte Schriften.

III.

Vermischte Aufsätze. Erzählungen. Reisen.

Erste Abtheilung.

Gesammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Dritter Theil.

Hamburg.
Bei Hoffmann und Campe.
1829.

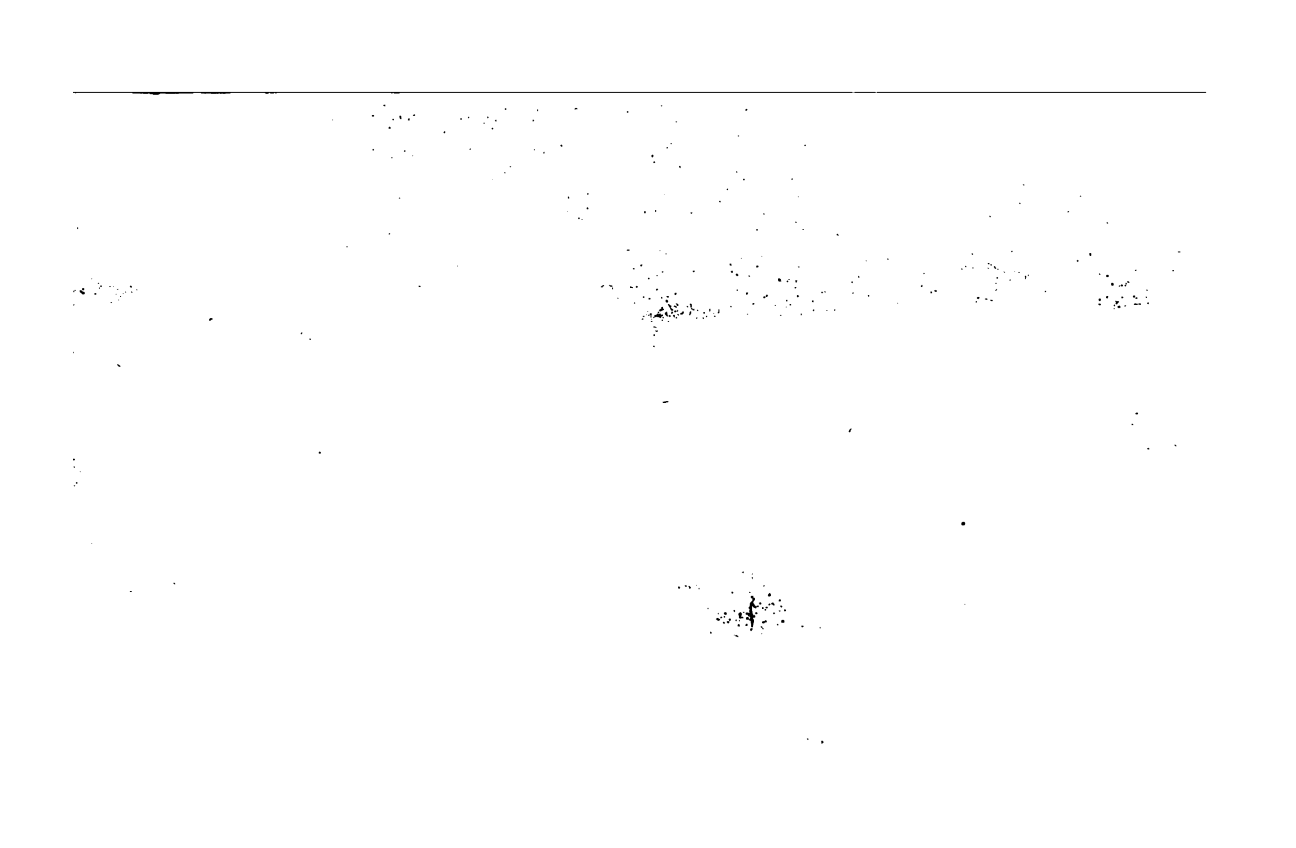
THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
8191[illegible]
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1919 L

Druck der Campeschen Officin in Nürnberg.

Inhalt.

	Seite
Bemerkungen über Sprache und Styl	1
Die Apostaten des Wissens und die Neophyten des Glaubens. 1823	13
Gedanken über die Rechtmäßigkeit des sechsten Zinsthalers in Deutschland. Eine Novelle	32
Die Göttinger Unruhen. 1818	47
Einige Worte über die angekündigten Jahrbücher der wissenschaftlichen Kritik. 1826	51
Schüchterne Bemerkungen über Oestreich und Preußen. 1818	68
Monographie der deutschen Postschnecke. 1821	78
Ankündigung der Wage. 1818	119
Vorwort zur zweiten Auflage der Wage. 1819	145
Die Zeitung der freien Stadt Frankfurt. 1819	148
Der Roman	163
Altes Wissen, neues Leben	180
Der Janus-Tempel	208
Die Kraniche des Ibykus	225
Die Kunst, in drei Tägen ein Original-Schriftsteller zu werden	231
Ueber den Umgang mit Menschen	236
Ueber das Schmollen der Weiber	245
Der Gott in Höflingen	251

COLUMBIA UNIVERSITY



Vorwort.

Man wird in dieſem und in dem folgenden Theile meiner geſammelten Schriften, Aufſätze politiſchen Inhalts finden, bei welchen ich das Jahr bemerkt habe, in welchem ſie geſchrieben worden. Dieſes iſt aber nicht geſchehen, um ihr Alter, ſondern um ihre Jugend zu bezeichnen. Sie ſind noch ganz ſo blank, als wären ſie erſt geſtern aus der Gedanken-Münze gekommen. Denn politiſche Wahrheit, geht in Deutſchland nicht wie Geld von Hand zu Hand, wird beſchmuzt und vergriffen — nein, ſie liegt ruhig und ſauber im Koffer, ungebraucht, ja unberührt. Schönes Land, wo man alt geboren wird und wo man jung ſtirbt! Mit der

Weisheit unserer Großväter kommen wir auf die Welt, und die Weisheit unserer Großväter lassen wir unvermehrt zurück. Wir sind eiser-nes Vieh, das die Vergangenheit der Gegen-wart zugezählt, und das die Gegenwart, wie sie es erhalten, der Zukunft überliefern muß. Unsere Pächter . . . . . .

I.

Bemerkungen über Sprache und Styl.

Im Jahre 1814, glorreichen Andenkens, war ich, als Herausgeber eines politischen Blattes, so glücklich, unter der pädagogischen Leitung eines großmächtigen Polizeidirectors und Zensors zu stehen. Ich war damals, was sich von selbst versteht, jünger als jezt, stand in den Flegeljahren der Schriftstellerei, war ohne Scheu, freimüthig, ein kleiner Hutten. In dieser glücklichen Gemüthsstimmung ließ ich drucken: «die Engländer sind Spitzbuben.» Der Herr Polizeidirector strich ganz gelassen diesen Satz aus der Weltgeschichte, und bemerkte mir freundschaftlich: ich wäre ein junger Mann, gar nicht ohne Talent, und es wäre recht schade, daß ich meinen Geist nicht auf etwas Solides legte. Sehr beschäftigt wie er war, wartete er nicht erst meine Erkundigung ab, was er unter Solides verstehe, sondern fügte von selbst hinzu: in der deutschen Sprache wäre noch viel zu thun, und das eigentlich mein Feld,

auf dem ich Ruhm und Lohn einerndten könnte. Ich erwiederte hierauf: dieſes Feld wäre allerdings ſo angenehm als fruchtbar; aber, meiner Meinung nach, wäre jezt gar nicht die Zeit, wo ein braver Mann an ſeine Spaziergänge oder ſonſtige Vergnügungen denken dürfe. Wenn wir uns mit Unterſuchungen über die deutſche Sprache beſchäftigten, wer denn Europa in Ordnung bringen ſollte? — fragte ich ihn. Ohne von dem Zenſurblatte aufzublicken und mit dem Streichen einzuhalten, antwortete mir der Polizeidirector: das iſt unſere Sorge; Sie aber ſollten Ihre glückliche Freiheit — Freiheit? Nein, das Wort gebrauchte er nicht. Er ſagte: Sie aber ſollten Ihre glückliche Sorgenloſigkeit gehörig benutzen, über unſere Mutterſprache Forſchungen anzuſtellen. Beatus ille qui procul negotiis — ſezte er mit klaſſiſcher Bildung hinzu. Atque emolumentis? frug ich ſatyriſch. Aber er hörte dieſe Frage nicht, oder wollte ſie nicht hören, und es blieb zweifelhaft, ob das Imp., das er im nämlichen Augenblicke niederſchrieb, die Abbreviatur von Impertinent oder von Imprimatur war. Indeſſen verſprach ich, den guten Rath zu befolgen, nahm mein radirtes Blatt und empfahl mich.

Seit jener Zeit habe ich oft und ernſtlich über Sprache und Styl nachgedacht, aber was

ich ſuchte, habe ich bis jezt nicht entdeckt. Was heißt Styl? Büffon ſagte: le Style c'est l'homme. Büffon hatte einen ſchönen und glänzenden Styl, und es war alſo ſein Vortheil, dieſen Satz geltend zu machen. Iſt aber der Satz richtig? Kann man ſagen: wie der Styl ſo der Menſch? Nur allein zu behaupten: wie der Styl ſo das Buch — wäre falſch, denn es giebt vortreffliche Werke, welche in einem ſchlechten Style geſchrieben ſind. Doch die Behauptung: der Menſch iſt wie ſein Buch, — iſt noch falſcher, und die Erfahrung ſpricht täglich dagegen. Der eine dichtet die zarteſten Lieder, und iſt der erſte Grobian von Deutſchland; der Andere macht Luſtſpiele, und iſt ein trübſinniger Menſch; der dritte iſt ein fröhlicher Knabe, und ſchreibt Nachtgedanken. Machiavelli, der die Freiheit liebte, ſchrieb ſeinen Prinzen, ſo daß er alle rechtſchaffene Pſychologen in Verlegenheit und in ſolche Verwirrung gebracht, daß ſie gar nicht mehr wußten was ſie ſprachen, und ſie behaupteten, Machiavelli habe eine politiſche Satyre geſchrieben. Was heißt alſo Styl? Wie geſagt, ich weiß es nicht, und ich wünſche ſehr, darüber belehrt zu werden.

Die Schreibart eines Schriftſtellers gehörig zu beurtheilen, muß man die Darſtellung von dem Dargeſtellten, den Ausdruck von dem Ge-

danken ſondern. Aber dieſes wird zu oft mit einander verwechſelt. Noch ein Anderes wird nicht immer gehörig unterſchieden, nämlich: die Schönheit und das Charakteriſtiſche des Styls. Man kann ſehr ſchön ſchreiben, ohne einen Styl zu haben, und einen Styl haben, ohne ſchön zu ſchreiben. Ja, eine Schreibart von eigenthümlichem Gepräge ſchließt die vollkommene Schönheit aus, wie ein Geſicht mit ausgeſprochenen Zügen ſelten ein ſchönes, und ein Mann von Charakter ſelten ein liebenswürdiger iſt. Nicht im Colorit, in der größern oder kleinern Lebhaftigkeit der Farben, ſondern in der Zeichnung, Stellung und Gruppirung der Gedanken liegt das Eigenthümliche einer Schreibart. Vielleicht hängt der Styl eines Schriftſtellers mehr vom Charakter als vom Geiſte, mehr von ſeiner ſittlichen, als von ſeiner philoſophiſchen oder Kunſtanſchauung des Lebens ab. Cicero ſchreibt vortreflich, aber er hat keinen Styl, er war ein Mann ohne Charakter. Tacitus hat einen, und Cäſar. Die Franzoſen können keinen Styl haben, weil ihre Sprache einen hat. Wer in Frankreich ſchreibt, ſchreibt wie die guten franzöſiſchen Schriftſteller, oder ſchreibt ſchlecht. Vergleicht man Rouſſeau mit Voltaire, ſo findet man zwar beider Styl ſehr von einander verſchieden; doch ſind ſie es nur ſo

lange, als ſich beider Anſichten von einander unterſcheiden. Wo Rouſſeau denkt wie Voltaire, ſchreibt er auch wie er. Die deutſche Sprache hat — der Himmel ſey dafür geprieſen — keinen Styl, ſondern alle mögliche Freiheit, und dennoch giebt es ſo wenige deutſche Schriftſteller, die das ſchöne Recht, jede eigenthümliche Denkart auch auf eigenthümliche Weiſe darzuſtellen, zu ihrem Vortheile benutzten! Die Wenigen unter ihnen, die einen Styl haben, kann man an den Fingern abzählen, und es bleiben noch Finger übrig. Vielleicht iſt Leſſing der Einzige, von dem man beſtimmt behaupten kann: er hat einen Styl.

Eine andere Frage: woher kommt es, daß ſo viele deutſche Schriftſteller ſo ſehr ſchlecht ſchreiben? Vielleicht kommt es daher, weil ſie ſich keine Mühe geben, und ſie geben ſich keine Mühe, weil ſie, als Deutſche treu und ehrlich, ſich mehr an die Sache und die Wahrheit haltend, es für eine Art Koketterie anſehen, den Ausdruck ſchöner zu machen als der Gedanke iſt. Entſpringt die Vernachläßigung des Styls aus dieſer Quelle, ſo iſt zwar die gute Geſinnung zu loben; doch iſt die Sittlichkeit, von der man ſich dabei leiten läßt, eine falſche. Wie man ſagt: der Gedanke ſchafft den Ausdruck, kann man auch ſagen, der Ausdruck ſchafft den Gedanken. Worte ſind nichts-

werthe Muſcheln, in welchen ſich zuweilen Ideen als edle Perlen finden, und man ſoll darum die Muſcheln nicht verſchmähen. Zu neuen Gedanken gelangt man ſelten. Der geiſtreiche Schriftſteller unterſcheidet ſich von dem geiſtarmen nur darin, daß er, mit größerer Empfänglichkeit begabt, ſchon vorhandene Ideen, deren Daſeyn jener gar nicht merkt, aufzufaſſen und ſich anzueignen vermag; aber neue ſchafft er nicht. Der menſchliche Geiſt müßte eine ungeheure Umwälzung, eine ſolche erfahren, von der wir gar keine Ahnung haben, wenn der Kreis ſeiner Wirkſamkeit ſich bedeutend erweitern ſollte. Die größte bekannte Revolution, welche die Menſchheit erlitten, war das Chriſtenthum, und doch kann man nicht ſagen, daß wir viele neue Ideen gewonnen, welche den Alten fremd geweſen. Freilich erklärt ſich dieſes dadurch, daß auch ſchon vor Chriſtus chriſtliche Weltanſchauung, wenn auch nicht in ſolcher Ausbreitung als jetzt, geherrſcht hat. Kann aber der Schriftſteller keine neue Ideen ſchaffen, ſo vermag er doch die alten in neue Formen zu bringen, und wie die Lebenskraft in der ganzen Natur die nämliche, und es nur die Geſtalt iſt, welche in der Weſenkette ein Geſchöpf über das andere ſtellt, ſo wird auch der ewige, ungeborne Gedanke, durch einen edlern oder gemeinern Aus-

druck, edler oder gemeiner dargeſtellt — und der Pflegevater iſt auch ein Vater.

Die ſchlechte Schreibart, die man bei vielen deutſchen Schriftſtellern findet, iſt etwas ſehr Verderbliches. In Büchern iſt der Schaden, den ein vernachläßigter Styl verurſacht, geringer und verzeihlicher; denn Werke größern Umfangs werden mehr von Solchen geleſen, die eine umſchloſſene oder geſicherte Bildung haben, und der ſittliche und wiſſenſchaftliche Werth dieſer Werke kann ihren Kunſtmangel vergüten. Zeitſchriften aber, aus welchen allein ein großer Theil des Volks ſeine Bildung, wenigſtens ſeine Fortbildung ſchöpft, ſchaden ungemein, wenn ſie in einem ſchlechten Style geſchrieben ſind. Die wenigſten deutſchen Zeitſchriften verdienen in Beziehung auf die Sprache gelobt zu werden. Es iſt aber leicht an ihnen zu gewahren, daß die Fehlerhaftigkeit des Styls von ſolcher Art iſt, daß ſie hätte vermieden werden können, wenn deren Herausgeber und Mitarbeiter mit derjenigen Achtſamkeit geſchrieben hätten, die zu befolgen Pflicht iſt, ſobald man vor dreißig Millionen Menſchen ſpricht. Man glaubt gewöhnlich, jedes Kunſttalent müſſe angeboren ſeyn. Dieſes iſt aber nur in einem beſchränkten Sinne wahr, und giebt es ein Talent, das durch Fleiß ausgebildet werden kann, ſo iſt

es das des Styls. Man nehme ſich nur vor, nicht alles gleich niederzuſchreiben, wie es einem in den Kopf gekommen, und nicht alles gleich drucken zu laſſen, wie man es niedergeſchrieben. Eine gute Styl-Uebung für Männer (denn Knaben auf Schulen im Style zu üben, finde ich ſehr lächerlich) iſt das Ueberſetzen, beſonders aus alten Sprachen. Ich meinerſeits pflege mich am Horaz zu üben, und — es kommt hier nicht darauf an, ob mir die Ueberſetzungen mehr oder minder gelungen, aber das habe ich dabei gelernt: daß die Reichthümer der deutſchen Sprache, wie wohl jeder, nicht oben liegen, ſondern daß man darnach graben muß. Denn oft war ich Tage lang in Verzweiflung, wie ich einen lateiniſchen Ausdruck durch einen gleich kräftigen deutſchen wieder geben könne, ich ließ mich aber nicht abſchrecken und fand ihn endlich doch. So erinnere ich mich, acht Tage vergebens darüber nachgedacht zu haben, wie sub dio moreris zu überſetzen ſey, und erſt am neunten kritiſchen Tag fand ich das richtige Wort. Mehrere deutſche Journaliſten werden es einſt bereuen, daß ſie die gegenwärtige vortheilhafte Zeit nicht zur Verbeſſerung ihres Styls benutzt haben. Die goldene Zeit der römiſchen Literatur begann, als die der Freiheit aufhörte. Natürlich. Wenn man nicht frei her-

aussprechen darf, ist man genöthigt, für alte Gedanken neue Ausdrücke zu finden. Die schönsten Stellen des Tacitus sind, wo er von der alten Freiheit spricht, weil er dieses verdeckt thun mußte, da er, zwar unter einem guten Kaiser, aber doch unter einem Alleinherrscher lebte. Unsere Zeit auch, verstattet nicht, alles frei herauszusagen, und durch diesen Zwang befördert sie sehr den guten Styl. Man möchte von Constitution, von Spanien, von Italien sprechen, aber es ist verboten. Was thut ein erfinderischer Kopf? Statt Constitution sagt er «Leibesbeschaffenheit,» statt Spanien «Iberien,» statt Italien «das Land, wo im dunklen Hain die Goldorangen glühen,» und gebraucht für diesen und jenen Gedanken diesen und jenen dichterischen Ausdruck, den der gemeine Mann nicht versteht. Denn darauf kommt jezt alles an, daß der gemeine Mann nicht errathe was wir wollen, sondern fühle was wir gewollt. Die deutschen Journalisten müssen sich aber eilen. Sie sollen nicht vergessen, daß am 20. September 1824, Abends mit dem Glockenschlage zwölf, die Zensur in Deutschland aufhört. Wenn sie also bis dahin ihren Styl nicht verbessert, werden sie mit ihrem schlechten Style in die Ewigkeit wandern.

Weil wir gerade in so freundschaftlichen Unterhaltungen begriffen sind, will ich noch erzählen, wie ich dazu gekommen den Horaz zu übersetzen. Am 20. Merz 1815 kehrte Napoleon von der Insel Elba zurück. Wir deutschen Zeitungsschreiber wurden rein toll vor Freude. Nicht etwa aus Liebe für die korsische Geißel — bewahre der Himmel! — sondern weil uns nach langer Dürre endlich wieder erfrischende Nachrichten zugekommen. Ich schrieb hurtig einen schönen Artikel in meine Zeitung — nicht für, sondern gegen Napoleon; denn, es offenherzig zu gestehen, ich war damals noch eine recht gläubige Seele und sehr dumm, wenn ich mich so ausdrücken darf. Aber der Artikel, der mit vielem Feuer geschrieben, wurde von oben erwähntem Polizeidirector dennoch gestrichen. Den andern Tag fragte ich dessen Secretair, warum es geschehen, da wir doch alle mit der Geißel der Menschheit Krieg führten? Dieser antwortete mir: «Wind ist Wind, ob er nach Osten oder Westen bläst — gleichviel. Er soll gar nicht blasen, wir wollen Ruhe haben.» Also, wie gesagt, mein Artikel wurde gestrichen. Es war zehn Uhr Abends, und es fehlte mir eine halbe Spalte. Was thue ich? Im Polizeizimmer lag unter den Sachen eines Jenaer Studenten, der am nämlichen Tage,

weil er ſeine Wirthshauszeche nicht bezahlen konnte, arretirt worden war, ein kleiner Horaz. Ich ſetze mich hin, und überſetze daraus die Ode: Nunc est bibendum, und bringe das naſſe Manuſcript zum Zenſiren in's Nebenzimmer, wo der Polizeidirector ſaß. Dieſer las es, und ſprach: «Charmant! Ich muß Ihnen das Compliment machen, daß Sie die Ode recht gut überſetzt. Horaz — ja das war ein Mann! Welche Sprache, welche Delicateſſe, welches attiſche Salz! (Schade, bemerkte ich, daß auch dieſes Salz ein Regal iſt!) Und welche Philoſophie, welche Sittlichkeit, welche Tugend! Ja, Horaz, das nenne ich einen wackern Mann!»... Als ich Horaz wegen ſeiner Sittlichkeit loben hörte, pochte mir das Herz, ich konnte es nicht länger aushalten, und mußte mir Luft machen. Ich ordnete meine Glieder, ſtreckte feierlich wie ein Geſpenſt meine Rechte aus, und ſprach wie folgt: «Horaz ein wackerer Mann? der? Nun, dann ſeyd mir willkommen, ihr Memmen und Schelme! Nicht als ich Sylla morden, als ich Cäſar rauben, als ich Octavius ſtehlen ſah, gab ich die römiſche Freiheit verloren — erſt dann weinte ich um ſie, als ich Horaz geleſen. Er, ein Römer, ihr Götter! und ſeine Kinderaugen haben die Freiheit geſehen — er war der erſte, der ſich am Feuer des göttlichen

Genius ſeine Suppe kochte. Was lehrt er? Ein Knecht mit Anmuth ſeyn. Was ſingt er? Wein, Mädchen und Geduld. Ihr unſterblichen Götter! ein Römer und Geduld. Er vermochte darüber zu ſcherzen, daß er in jener Schlacht bei Philippi, wo Brutus und die Freiheit blieb, ſeinen kleinen Schild « nicht gar löblich » verloren. Klein war der Schild, Herr Polizeidirector, und doch warf er ihn weg — ſo leicht macht' er ſich zur Flucht! Und der ein wackerer Mann? »....
Ich ſagte noch mehrere ſolche, theils fürchterliche, theils heidniſche Dinge. Der Polizeidirector entſetzte ſich, trat weit, weit von mir zurück, und ſah mich flehentlich an. Ich ging. Auf der Treppe dachte ich, er iſt doch kein ganzer Türke — er fürchtet die Anſteckung!

II.

Die Apoſtaten des Wiſſens und die Neophyten des Glaubens.

(1823.)

Ich erinnere mich mit Entzücken jener akademiſchen Jahre, die ich in Halle gelebt. Zwar iſt die Jugend jedem ſchön, wo und wie ſie ihm auch vorüber gehe; aber akademiſchen Jünglingen iſt ſie es doppelt. Es iſt der nämliche Weg, auf dem ihnen Scherz und Ernſt begegnen, und die ſchmerzliche Wahl zwiſchen Luſt und Mühe iſt ihnen erlaſſen; die Andern aber ſtehen allzufrühe am Scheidewege des Herkules. In Halle herrſchte damals ein friſches, ſeelenvolles, höchſt bewegtes wiſſenſchaftliches Leben. Göttingen war, was es immer geweſen, was es noch iſt: der Staat des ehrwürdigen altherkömmlichen Wiſſens, ein hochgeachteter Adelſtand, reich an feſten, ſichern, unveräuſſerlichen Grundbeſitzungen. In Halle aber herrſchte mehr der bürgerliche Gewerbfleiß, die Geldwirthſchaft des Geiſtes, und die Lehre wie

das Gelernte ging rasch und froh von Mund zu Mund, von Hand zu Hand. Die weise und gütige Sorgfalt der preußischen Regierung hatte einen Verein von akademischen Lehrern gebildet, die, ohne sich vom alten Bewährten abzukehren, dem Neuen zugewendet waren. Wolf, dessen Ruhm nicht größer ist, als dessen Verdienst, und ein lebenskräftiger und lebensfroher Mann, machte uns mit Anakreon und Penelopens übermüthigen Freiern ganz genau bekannt. Schleiermacher lehrte die Theologie, wie sie Socrates gelehrt hätte, wäre er ein Christ gewesen. In seinen Vorlesungen über die Ethik betrachtete er das sittliche, das wissenschaftliche und das bürgerliche Leben der Menschen. Sein Hörsal vereinigte nicht bloß die akademische Jugend, sondern auch Männer von reifern Jahren und aus allen Ständen. Zugleich war er Universitäts-Prediger, und seine Zuhörer wurden um so andächtiger, je bedächtiger sie wurden; denn Schleiermacher schiffte, mit dem Compasse des Wissens versehen, auf dem Meere des Glaubens, nach berechneter, sicherer, zweifelloser Richtung. Reil war als Mensch, Lehrer der Arzeneikunde und ausübender Arzt gleich bedeutend. Er war von ansehnlicher, Achtung gebietender Gestalt, und hatte die Augen Friedrichs des Großen. Sah

man ihn lehrend unter seinen Schülern, die ihn eben so sehr liebten als bewunderten, so konnte man sich leicht in die Akademie von Athen versetzen. Er wußte seinen Kranken und deren Angehörigen ein unerschütterliches Zutrauen einzuflößen, und die Ungeheilten verloren das Leben, aber die Hoffnung nie. Er begann und untermischte seine Vorlesungen über Therapie und Augenkrankheiten mit Gedichten von Schiller und Göthe, und die köstlichen Früchte seiner Forschung waren unter Blumen versteckt. Wer nur den ersten Stunden seiner halbjährlichen Vorlesungen beigewohnt, hätte glauben können, er höre einen Professor der Moral oder der Aesthetik. Schon in den reifern Jahren, wo das Wissen nur noch in der Breite gewinnt, aber in der Tiefe nicht mehr, und wo die welken Aehren des Geistes ihr schwaches Haupt zur Erde niedersenken, und dieses nothwendigen Naturgesetzes sich bewußt — äusserte Reil im engen Kreise von Freunden und Zöglingen eine kindliche und höchst liebenswürdige Furcht, er möchte die Jugend des Geistes verlieren. Um sich gegen diesen Verlust zu schüzzen, war er immer darauf bedacht, sich mit strebenden Jünglingen und neuen Büchern zu umgeben. Horkel hatte sich die Lehren Cüvier's angeeignet, und brachte die Wissenschaft der verglei-

chenden Anatomie und Physiologie zu höherer Schätzung. Er machte uns auf eine geistreiche Art mit den unmündigen Geschwistern des Menschen bekannt, und wies die Vollkommenheit der menschlichen Organisation an den Unvollkommenheiten der thierischen nach. Er war ein so höchst bescheidener Mann, daß er bis damals noch kein einziges Werk bekannt gemacht, und ein so lernbegieriger, daß er oft den Lehrer darüber vergaß, und über die Resultate seiner Forschung die Wege und Berechnungen mitzutheilen versäumte, über und durch welche er zu jenen Resultaten gelangt. Endlich war es Steffens, der die akademische Jugend zur höchsten Begeisterung trieb. Ein Schüler Werner's, war er als Professor der Mineralogie nach Halle berufen; ein Schüler Schellings, brachte er die Naturphilosophie dahin. Später hat man angefangen, über die Naturphilosophie zu lächeln. Es hätte immer geschehen mögen, hätte man darüber gelächelt, wie man über seine vergangenen Kinderjahre lächelt. Sie haben aber die Naturphilosophie vergessen, wie sie eigennützig über den spendenden Herbst den Frühling vergessen, welcher zugesagt! Sie denken nicht daran, daß wenn sie die Naturphilosophie entbehren gelernt, diese selbst es war, die ihre Entbehrlichkeit gelehrt, und

daß sie Schelling die größte aller Wohlthaten verdanken, die: daß er sie des längern Bedürfnisses der Wohlthaten überhob. Die Naturphilosophie ist der Schlüssel zum Himmel wie zur Erde; wer den Schlüssel für den Schatz genommen und statt Gold Eisen gefunden — der hat sich selbst anzuklagen ..... Steffens ist ein Däne, und wenn ich mich nicht irre, war er, als er in Halle sein Lehramt begann, der deutschen Sprache, wenigstens der deutschen Aussprache, noch nicht ganz mächtig. Dieses gab seinem Vortrage jenes Kindliche und Anmuthige, das an Alcibiades so wohl gefiel. Steffens las nie vom Blatte; was er im Augenblicke geschöpft, reichte er frisch und hell. Seine Rede war ein fortreißender Strom; der Zuhörer dachte was er mußte, ohne Segel, ohne Steuer, ohne Ruder, und erst am Ufer fing er zu überlegen an.

Von solchen Lehrern angetrieben, strömte der akademischen Jugend das Blut rascher und feuriger durch alle Adern des Geistes. Es waren zu jener Zeit zwölfhundert Studenten in Halle, und deren geselliges Leben war wilder und rauher als es je gewesen. Sitten, Sprache, Kleidung, alles war gigantisch ungezogen. Sie trugen große Stiefeln, die man Kanonen nannte, und Helme, mit rothen, weißen, grünen oder

ſchwarzen Federn geſchmückt, je nach der Landsmannſchaft, der ſie ſich angeſchloſſen. So glichen ſie von oben römiſchen Kriegern und von unten deutſchen Poſtillionen. Brach aber aus dieſer rohen Hülle die wiſſenſchaftliche Begeiſterung hervor, ſo war ſie um ſo rührender. Ich erinnere mich, daß bei einem Schmauſe, wozu die Grazien nicht eingeladen waren, zwei wilde Geſellen über die Schellingſche Naturphiloſophie in Streit geriethen. Sonderbar genug hatten ſie ſich über die Polaritäten verſtändigt, über den Indifferenzpunkt aber ſich entzweit. Der Eine ſagte dem Andern, er habe dumm geſprochen. Das war eine Herausforderung, und zwei Tage ſpäter floß Blut. So vergingen uns drei Jahre — eine lange Schnur von Maimonden. Ach, wie iſt die deutſche akademiſche Jugend ſo glücklich! Verdorren möge die erſte Hand, die dieſes ſchöne Leben beſchmutzt! Da wurde die Schlacht von Jena geſchlagen, die Franzoſen kamen, und die Univerſität wurde aufgehoben. Napoleon fürchtete Europens Heere nicht, aber den Geiſt fürchtete er — er kannte ihn. Seine Furcht war eines Helden würdig. Doch wolle ſich ja kein Anderer mit dieſer Sympathie brüſten! Napoleon zertrat den Geiſt nicht, weil er ihn als einen Wurm verachtete, er band ihn feſt, weil er ihn als einen Lö-

wen hochhielt; und ſchwer hat er dafür gebüßt, daß er nicht verſtanden, wie viel nöthiger ſey die Füchſe, als die Löwen einzuſperren.

Reil iſt geſtorben; Wolf, Schleiermacher und Horkel lehren in Berlin; Steffens iſt in Breslau. Von dem leztern hat man ſeit einigen Jahren vernommen — mit Verwunderung werden die Einen, mit Schmerz werden die Andern ſagen — er habe ſich von der Naturphiloſophie «ermüdet abgewendet,» (das ſind ſeine eigenen Worte), und ſey ein Gläubiger geworden (ſo ſprachen die Andern). Aber warum Verwunderung, warum Schmerz? Die Erſcheinung iſt nicht neu, und ſie thut auch nicht ſo wehe. Die Irrthümer eines großen Geiſtes ſind belehrender als die Wahrheiten eines kleinen, und wenn ſie den Weg verfehlen, haben ſie den rechten Weg nur auf eine andere Art gezeigt. Seit zwanzig Jahren haben mehrere geiſtreiche oder ſonſt bedeutende Männer in Deutſchland die gewohnte Lebensbahn verlaſſen, und haben eine neue betreten. Die Einen haben es im Stillen gethan, und ſich begnügt den Tempel ihres Herzens umzuweihen; die Andern mit Geräuſch, und ſind zum Katholizismus übergetreten. Es iſt wohl erſprießlich, daß wir uns über ſolche Erſcheinungen zu verſtändigen ſuchen. Zuvörderſt aber iſt hierbei eines zu be-

seitigen. Man schämt sich fast davon zu sprechen! Ist aber hiebei etwas, dessen man sich zu schämen, so fällt es auf die zurück, deren kindischen Fehler die kindische Zurechtweisung nöthig machten. Einige jener Männer haben in ihrer Seligkeit auch einen irdischen Vortheil gefunden, und da war man — soll ich sagen so frech, soll ich sagen so wahnsinnig? Ich weiß es nicht; der Irrthum kann aus dem Herzen, er kann aus dem Kopfe entspringen — man war so unbedacht zu sagen, den Vortheil, den sie bei ihrer Bekehrung gefunden, hätten sie gesucht. So wunderlich ist der Mensch, daß er sich bald zu den Göttern erhebt, und sich eine Herrlichkeit anmaßt, die ihm nicht gebührt, und sich bald zum Viehe erniedrigt, und sich einer Verworfenheit beschuldigt, die außer seiner Natur liegt! Nie, niemals noch, hat ein Mensch seine Meinung seinem Vortheile aufgeopfert. Wo ihr glaubtet, dieses sey geschehen, da ist es keine wahre, keine Herzens-Meinung gewesen, die sie hingegeben. Auch der gleichgültigste Mensch hat eine Meinung, wie er ein Haus hat, in dem er wohnt — er kann nicht in zwei Häusern zugleich wohnen. Wird ihm das Haus gut bezahlt, er giebt es hin, und war es ihm noch so lieb und bequem. Wohnst Du aber nicht in der Meinung, wohnt die Meinung in

Dir, dann giebſt Du ſie nicht um eine Krone weg. Vielleicht war in der Handlung jener Männer etwas Schmerzliches, aber etwas Verdammliches war gewiß nicht darin. Wohl iſt es ſchmerzlich zu ſehen, daß der Geiſt, wenn auch nur in ſeinem Wahnſinne, daß die Tugend, wenn auch nur in ihren Verirrungen, in den Sold der Dummheit und des Laſters tritt! Es iſt eine kränkende Verrechnung. Jene wußten, ſie glaubten etwas; um ihr Wiſſen zu verbreiten, um ihren Glauben auch andern einzuflößen, hielten ſie für recht und klug, ſich mit mächtigen Werkzeugen zu verbinden. Sie verſtanden aber, oder bedachten nicht, daß, wenn der Geiſt ſich zu gemeinſchaftlichen Zwecken mit der Maſchine verbindet, die Maſchine allein den ganzen Vortheil zieht. Der Geiſt iſt gebrechlich, er wird müde, krank, er ſtirbt; aber die Maſchine wird nicht müde, denn die Hände, die ſie in Bewegung ſetzen, wechſeln ab; die verdorbene Maſchine kann ausgebeſſert, die unbrauchbar gewordene durch eine neue erſetzt werden. So hatten ſie keinen Vortheil gefunden, und Dank und Liebe auch nicht. Denn, daß man es nur wiſſe: die Dummheit haßt und fürchtet mehr den Geiſt, ſelbſt wenn er ihr dient, als ſie die andere Dummheit haſſet und fürchtet, die ihr feindlich gegenüber ſteht.

Steffens neuere Schriften kenne ich nicht, und (daß ich es nur gestehe) die Naturphilosophie, von der er sich ermüdet abgewendet, hat sich von mir abgewendet; ich habe sie vergessen. Vieles lernt der Deutsche, und vieles vergißt er; der Franzose lernt weniger und vergißt nichts. Ihm muntert das gesellige Leben täglich die schläfrige Wißbegierde auf, und er lernt, weil zu lehren so angenehm ist. Das Leben aber, das der Deutsche in seinem Studierzimmer führt, gleichet einer in Zucker oder Essig eingemachten Frucht; oder er verduftet seinen Geist in Cassinos und Theaterklatschereien, ist eine Blume, wenn er viel ist, sättigt nicht und wird nicht satt. Doch ob ich Steffens Schriften auch nicht kenne, das hindert mich nicht zu meinem Zwecke. Steffens wird gesagt haben, was seine Glaubensgenossen früher gesagt. Seine geistige Bekehrung ist mir nur aus Kritiken seiner Werke bekannt geworden, und die Beurtheilung seiner neuesten Schrift «von der wahren Religion und der falschen Theologie,» die im Literatur-Blatte abgedruckt stand, hat sie mir in Erinnerung gebracht. Ueber solche Erscheinungen will ich gemeinschaftlich mit den Lesern eine Belehrung suchen, die ich zu bringen, weder Andern noch mir selbst verspreche.

Der Menſch hat einen Körper, eine irdiſche und eine himmliſche Seele. Der Körper dient der irdiſchen Seele zur Hülle, dieſe der himmliſchen. Sinnlich beginnt der Menſch, dann denkt er, endlich glaubt er. Dieſes iſt der Weg, den Alle zurücklegen, die nach einer vollkommenen Ausbildung ſtreben. Aber nicht Alle, die den Weg zurückgelegt, haben auch das Ziel erreicht; die Reiſe iſt erſt dem geendigt, der wieder in der Heimath angekommen. Ich bin — mit dieſem Gefühle erwacht das Leben; dann fragſt du: wer bin ich? dann fragſt du: was war ich? was werde ich? Du darfſt aber über die erſte Antwort nicht vergeſſen, was du ohne Frage ſchon gewußt, du darfſt über die zweite Antwort die erſte Frage nicht vergeſſen! Vergebens ſagt man dir, wer du biſt, wenn du nicht mehr fühlſt, daß du biſt; vergebens haſt du gehört, woher du kommſt und wohin du gehſt, wenn du nicht mehr weißt, wer du biſt! Dein Verſtand iſt ſchwankend, wird er nicht auf die Sinne gebaut, dein Glaube iſt dunkel, wenn ihn die Vernunft nicht beleuchtet. Die irdiſche Seele iſt ſelbſtſüchtig, ſie nimmt die Welt in ſich auf; die himmliſche Seele iſt alliebend, ſie löſt ſich in der Welt auf. Wie aber deine Vernunft unvollkommen iſt, faßt ſie nicht die ganze Welt, mit allen ihren Erſchei-

nungen, ſo iſt dein Glaube bedingt, löſteſt du dich nicht ganz mit deinem Geiſte und mit deinen Sinnen in ihm auf. Selbſtzernichtung iſt die Sünde der Tugendhaften. Nichts oder alles wollen, nichts oder alles haben, das iſt ganz eins; Alexander wollte Diogenes ſeyn, wenn er nicht Alexander wäre. Du ſagſt: ich denke nicht, ich glaube. Wir wollen deine Schwäche nicht benutzen, die ſich in ihrem eigenen Netze gefangen. Weißt du, daß du nicht denkſt, ſo denkſt du dieſes Wiſſen — doch dies ſei dir überſehen. Aber was machteſt du mit deiner Vernunft? Du haſt ſie zerſtört oder zurückgelaſſen, du haſt alſo nicht alles, was dein war, dem Glauben hingegeben. Sind deine Gedanken nicht bei Gott, iſt Gott auſſer deinem Gedanken; ſind deine Sinne außer deinem Geiſte, iſt dein Geiſt ſinnlos. Du ſagſt: ein kindlich Herz iſt Gott wohlgefälliger als eine prunkende Vernunft — du haſt Recht. Nahſt du dich mit voller Hand und vollem Herzen dem Freunde, wird der Freund ganz gewiß deine Hand nicht öffnen, ſondern an dein volles Herz ſich werfen; kommſt du aber mit vollem Herzen und mit leerer Hand, giebſt du, an deiner Freundſchaft zu zweifeln, dem Freunde Grund genug. Du ſagſt: ich denke nicht, ich glaube, und fühle mich beſeligt in dieſem Gefühle über-

ſchwänglicher Gewißheit.» Wir wollen ſehen, welche Ruhe es iſt, die du gefunden, und wir fürchten ſehr, es iſt «die Ruhe des Kirchhofs,» wie ſie Marquis Poſa im Don Carlos nennt. Du wurdeſt von deiner Sinnlichkeit und deiner Vernunft hin und her geworfen; da ſuchteſt du den Schwerpunct deines Lebens, und fandeſt ihn nicht. Du fandeſt ihn nicht, weil du ihn ſuchteſt. Er iſt in dir, er iſt überall wo du biſt, du magſt dich in den Kreis der Sinne oder in den Kreis der Vernunft hinſtellen. Aber du ſuchteſt ihn im Norden und im Süden, im Oſten und im Weſten, und als Du ihn nicht gefunden, haſt du dich verzweiflungsvoll auf des Weltalls ganze Breite hingeworfen. Das Gleichgewicht kannſt du nun nicht mehr verlieren, aber haſt du den Schwerpunct gefunden? So fällt die Säule um, die der ungeſchickte Baumeiſter nicht aufzurichten wußte; da liegt ſie — und freilich ſie wankt nicht mehr! Weil es dir an Muth oder an Kraft gebrach, im freien Felde des Lebens auszuhalten, haſt du dich in die Feſte des Glaubens zurückgezogen; du haſt nicht geſiegt, du haſt dich nur gegen deine Niederlage geſichert. Weil du lahm biſt, haſt du dich in dein Bett gelegt — biſt du weniger lahm, ſeit du deine Füße nicht mehr gebrauchſt? Dein Geiſt war krank; ihn von

ſeinen Schmerzen zu heilen haſt du ihn getödtet. Immerhin! genügt dir dieſe Geſundheit; wolle aber Anderer Uebel nicht auf gleiche Weiſe heilen!

Welche Philoſophie iſt die wahre? Welcher Glaube iſt der rechte? Das will ich dir ſagen, Leſer. Die Philoſophie iſt die wahre, die, daß ſie die wahre bleibe, nicht nöthig hat, eine andere Lügen zu ſtrafen. Der Glaube iſt der rechte, der, daß er der rechte bleibe, nicht gezwungen iſt, einen andern irrgläubig zu finden. Ich ſage dieſes, du ſagſt jenes, ein Anderer ſagt ein Anderes — wer von uns hat Recht? Der hat Recht, der den beiden Andern nicht Unrecht giebt, und dennoch Recht behält. So lange du einen Irrthum findeſt, in einem Menſchen oder in einem Dinge, wandelſt du im Dunkeln. Lächelſt du über deinen eigenen, früheren Wahn, wirſt du ſpäter über deinen jezigen lächeln; bereueſt du dein eigenes früheres Thun, wird eine Zeit kommen, wo du dein jeziges bereuſt. Du kommſt nicht eher zur Ruhe und zur Klarheit, als bis du den Schwerpunct in dir gefunden und dir ſelbſt leuchteſt. Ragſt du mit deinem Geiſte noch ſo hoch empor, verſchmähſt aber das Thal zu deinen Füßen, und füllſt es aus: dann haſt du mit dem Thale auch dich vernichtet, du haſt dich ſelbſt abgetragen. Warum ſchmähſt du deine

ehemaligen Kinderſpiele nicht? Du biſt gewachſen, deine Puppen ſind gewachſen; dort war Ernſt, oder hier iſt Spiel. Du fragſt: was iſt Wahrheit? Frage: was iſt Irrthum? Zeige mir ihn. Irrt die Belladonna, wenn ſie ihren giftigen Saft bereitet? ... Die Erde bebt, die erſchrockenen Menſchen ſtürzen bleich aus ihren Häuſern, und höhere Geiſter lachen, wie wir ſelbſt lachen, wenn die geſchüttelte Mücke, eilig von der nieſenden Naſe wegfliegt.

Jene Männer, die einen reuevollen Blick auf ihr früheres Leben und Denken zurück geworfen und uns mit ihrer Reue und Buße bekannt gemacht — haben ſie nicht verſtanden, ihr Glück in Vaterlande zu finden, daß ſie hinaus geſchifft nach fremden Welttheilen? Hatten ſie nicht Geiſt, oder nicht Herz, oder nicht Lebenskraft genug?.. Vielleicht hatten ſie nicht Geiſt genug für ihr Herz, oder nicht Herz genug für ihren Geiſt, oder für Geiſt und Herz nicht Sinne genug. Ihnen fehlte das Gleichmaaß der Kräfte, der Einklang des Lebens, und da haben ſie alle Saiten, die ſie nicht übereinzuſtimmen vermochten, zerriſſen, und nur eine Saite übrig gelaſſen, deren Ton, wie er ihr eigenes Daſeyn beherrſcht, auch das Unſere beherrſchen will. Es giebt eine Schwelgerei des Geiſtes, wie es eine Schwelgerei der

Sinne giebt. Daran litten jene Männer; ſie hatten einen Durſt des Wiſſens, der um ſo heftiger ward, je mehr ſie ihn ſtillten. Nun iſt zwar dem Menſchen Erkenntniß genug verſtattet; aber ſein Geiſt hat nur eine Pforte, nur eines nach dem Andern vermag einzutreten. Aber jene ungeduldigen Wirthe ſind aus ſich ſelbſt geſtürzt, die Schaar der Gäſte vor der Thüre zu empfangen. Da ſind ſie betäubt worden im Gedränge und im Getöſe; da haben die Schlimmen unter ihnen, wie Fauſt, ſich dem Teufel verſchrieben, und die Guten, wie Steffens, einem guten Engel. Aber, ob man ſeine Freiheit wohlfeil oder theuer verkaufe, ob man einem guten oder einem böſen Herrn diene — man hat ſeine Freiheit immer zu wohlfeil verkauft, man dient immer, wem man dient. Dienen aber, ſoll man nur Gott, das heißt: Allem, Allem, und ſich ſelber; denn Alles, Alle und wir ſelbſt, ſind in Gott, und Gott iſt in Allem, in Allen und in Uns. Gott iſt überall und für jeden, auch für den, der ihn nicht erkennt. Geläugnet hat ihn noch keiner, denn der Blinde läugnet das Licht nicht, das er nicht ſieht. Unter Menſchen giebt's Findelkinder, die ihren Vater nicht kennen, Väter die ihre Kinder verlernet; Gott aber kennt und liebt alle ſeine Kinder, auch die Verlorenen.

Auf zweierlei Weiſe zerfällt der Menſch mit ſich, und kommt ſo zur Sünde, ſo zur Buße, ſo zu Bußpredigten, Unſchuldigen gehabten. Entweder, er entzweit ſich in ſich ſelber, und opfert die eine oder die andere Hälfte ſeines Daſeyns auf, um fortzubeſtehen; oder die Zeit zerfällt mit ſich, und theilt die Unentſchloſſenen, die nicht wiſſen, ſollen ſie drüben bleiben, ſollen ſie herüberkommen. Sie ſtehen mit dem einen Fuße in der Vergangenheit, mit dem andern in der Gegenwart, wiſſen nicht, wohin ſie ſich zu wenden, unter ihnen flutet ſchäumend die Geſchichte, reißt früher oder ſpäter die Ufer ein, auf deſſen Rande jene fußen, und ſchwemmt die Zaudernden hinab in das unendliche Meer. Das geſchah in jeder kranken oder bewegten Zeit, das geſchieht in unſerer. Wenn die Erde bebt, ſchwärmen die Menſchen. Dann kommen die klugen Leute — ſo oder ſo klug — und ſagen: das Comité Directeur oder die apoſtoliſche Junta wühle wie ein Maulwurf, im Dunkeln! Es iſt ihr einziger Troſt, zu glauben, daß alles durch Menſchen geſchähe, die man ſchrecken, köpfen oder beſtechen kann. Auch haben ſie Recht; giebt es einen Gott, ſind ſie verloren.

Ich habe früher geſagt: «du irrſt, ſo lange du einen im Irrthume findeſt» — und doch habe

ich geſagt, daß Steffens mit ſeinen Glaubensgenoſſen irrt! Ich habe es geſagt; ich könnte es zurücknehmen, ehe es einer lieſt, aber ich will nicht betrügen. Der Geiſt iſt ſtark, das Fleiſch iſt ſchwach. Eines aber entſchuldigt. Der Menſch ſoll alles dulden — aber auch die Unduldſamkeit? Es iſt ſchwer, ſehr ſchwer; verſuche es jeder mit ſeiner Kraft. Wem es gelingt, dem wird großer Lohn; denn wer gelernt, mit der ſchwerſten Liebe zu lieben, dem fällt die Leichtere dann um ſo leichter.

Der Beurtheiler des Werkes «vom wahren Glauben und von der falſchen Theologie,» hat geſagt: das Werk ſey unheilbringend. Das war ein böſes und ein unkluges Wort! Bös — weil es nicht wahr iſt; kein Buch, nur Schweigen iſt unheilbringend. Unklug — weil es nicht klug iſt zu ſagen, was manche Menſchen gar zu gern vernehmen. Der Beurtheiler ſprach von Inquiſition, von Scheiterhaufen, und andern hergebrachten Jammer, wozu Steffens Lehre führen könne. Die Verderblichkeit einer Lehre — das iſt das alte Ammenlied, womit man alte Kinder in den Schlaf zu lullen ſucht. Als die Inquiſition wüthete, ſchrieb man keine Bücher ſie zu vertheidigen, und jezt, da in keinem chriſtlichen Staate mehr politiſcher Despotismus herrſcht,

erſcheinen täglich Werke, die den Depotismus anpreiſen. Es iſt ein gutes Zeichen, wenn ein Schlimmes zergliedert wird; denn entweder es iſt todt, weil man, oder man tödtet es, indem man es zergliedert.

III.

Gedanken über die Rechtmäßigkeit des sechsten Zinsthalers in Deutschland.

Eine Novelle.

Ueberhaupt wäre ich sehr dafür, daß der deutsche Gelehrte ein Spitzbube würde. Ihm fiele es leichter wie jedem andern Stande, denn er brauchte nur nicht länger mehr ehrlich zu seyn. Die Sache ist von großer Wichtigkeit.

Wie habe ich neulich gelacht! Eine deutsche Akademie hatte beschlossen, ihre philosophische Klasse aufzuheben, weil das schwere Gepäck der Philosophie, sie am schnellen Fortkommen hindere. Ein Staatsmann aber, Mitglied jener Akademie, nahm die Philosophie im Schutz. Nun, darüber habe ich nicht gelacht, denn ich fand das eine lobenswerth, das andere natürlich; sondern über folgendes: Ein deutscher Gelehrter, der die Sache erfuhr, und gedruckt weiter erzählte, fand den Eifer des Staatsmannes so schön, daß er sich

darüber wunderte. Dieſer Gelehrte iſt kein Träumer, kein Nachtwandler, ſondern ein ſehr heller, ſehr wacher Kopf; er iſt ein guter Rechner, hat ſich oft als tapferer Degen gezeigt — und doch hat er das nicht verſtanden! Aber jener Staatsmann hat es recht gut verſtanden. Er wußte ſehr wohl, daß in Deutſchland die Philoſophie einſchränken, nichts anders heiße, als die Freiheit erweitern, und die Philoſophie erweitern, nichts anders als die Freiheit einſchränken — und was er wünſche und wie er geſinnt ſey, darüber hat er in ſeinen vielen Schriften viel geſprochen. Seht! da habt ihr Spitzbüberei und Ehrlichkeit.

Noch ein kleines Beiſpiel. Ein Diplomat ſchrieb einem Profeſſor, er möchte ihm einen Hofmeiſter für ſeine Kinder verſchaffen; es müße aber ein ordentlicher Menſch ſeyn und kein Liberaler. Der Profeſſor ſchrieb zurück, daß er bedauere nicht dienen zu können, denn in unſeren Tagen wären alle ordentliche Menſchen liberal. Das war ehrlich und gerade herausgeſprochen. Wäre aber der Profeſſor ein Spitzbube geweſen, wie es ſich gebührt, hätte er einen erzliberalen Jüngling ausgeſucht, ihn dem Diplomaten zugeſchickt, und dieſem dabei gemeldet: beiliegend wäre ein Menſch, wie er beſtellt worden, ein

Muſter von jungen Menſchen, ein Vetter des Herrn von Haller in Bern. Dann hätte der geſchmuggelte liberale Jüngling im Stillen den Saamen des Guten ſtreuen können in ſeine adeligen Zöglinge; ja er hätte vielleicht den Alten ſelbſt umgewandelt. Warum denn nicht? Iſt das ſo unmöglich? Iſt ein Diplomat nicht auch ein Menſch?

Was nüzt euch euere Gradheit, euere Härte? Könnt ihr etwas damit faſſen, etwas damit feſthalten, euer Glück, Anderer? Macht euch weich an einem Ende und ſchmiegt euch dem Harten an. Biegt euch zum Haken um, und hängt euch in die Ringe der Welt; dann zieht ihr ſie fort, und man weiß es, ihr werdet ſie zum Guten ziehen. Wollt ihr böſe Grundſätze bekämpfen, nähert euch ihnen; wie kann man einen Feind beſiegen, von dem man aus Haſſe ſich entfernt hält? Will der Verſtand auf den Unverſtand wirken, muß er unverſtändig ſeyn an beiden Ecken. In der Mitte ſeyd klug. Ein harter Körper ändert keinen flüſſigen; umgekehrt: der flüſſige löſt den harten auf. Werdet flüſſig, Profeſſoren! Seyd nicht ſo ſtolz, macht euch klein, ihr großen Geiſter, zertheilt euch, und vermengt euch dann mit den Verhältniſſen dieſes ſandigen Landes. Wie wunderbar! Was in andern Ländern Schutz

findet hinter der Unwiſſenheit, findet bei Uns den nämlichen Schutz, auch hinter der Gelehrſamkeit. Dieſe bildet den Wall, jene den Graben. Füllt die Unwiſſenheit aus, mit dem was ihr von der Gelehrſamkeit abtragt; thut das und ihr werdet ſehen, wie bald ſie kapituliren. Lernt von den Jeſuiten, die das Regieren gut verſtanden, wie man ſolchem Regieren widerſteht. Sie bildeten die größten Gelehrten und die größten Dummköpfe; einen Mittelſtand des Geiſtes duldeten ſie nicht.

Seht Voltaire, ſeht Rouſſeau! der eine war was ich ein Spitzbube nenne, und ward geliebt und geehrt von Allen, der andere war ein edler Mann, und wurde für einen Schurken gehalten und, ſein ganzes Leben, verhöhnt und verfolgt. Wo entſprang dieſe Verkehrtheit? Gegen das Böſe ſtritten, das Gute wollten beide Männer; aber Voltaire haßte die Schlechtigkeit, Rouſſeau die Schlechten. Voltaire nahm die Welt wie ſie da iſt, ſuchte ihre Krankheiten zu heilen, unheilbare Gebrechen berührte er nicht; Rouſſeau wollte die alte Welt verjüngen, und glaubte kindiſch ihr die Unſchuld wieder zu geben, wenn er ihr die Kindermilch wieder gab. Darum hat Rouſſeau nicht gewirkt auf ſeine Zeit, wie viele glauben in ihrer Täuſchung; er dachte und fühlte wie die Zeit

nach ihm, er ging vor ihr her, aber dieſe wäre auch ohne ihn den Weg gegangen. Doch Voltaire hat gewirkt auf ſeine Zeit, und ohne ihn wäre erſt ein ſpäteres Jahrhundert geworden was das frühere, oder ein Anderer wäre Voltaire geworden. Rouſſeau führte das Schwert — ein Arm ſo tapfer er auch ſey, wie wenig vermag er! Voltaire verſtand es, Andere zu bewaffnen und er ward nicht müde. Der Blitz eines Jahrhunderts, erhellte er die lange Nacht hinter und den ungewiſſen Morgenſchein vor ſich. Er liebkoſ'te die goldnen Gewitterableiter, lie' ſich folgſam von ihnen leiten und ſchlug zwiſchen Menſchenwohnungen ein. Sie wollten es ja nicht anders! Rouſſeau, ein freier Blitz, ſchlug im Freien ein, Wirkungslos. Voltaire ſchmeichelte den Großen — glaubt Ihr, daß er ſie liebte? Er ſchmeichelte ihnen, wie man wilden Thieren ſchmeichelt, ſie zahm zu machen. Er gewann die Vornehmen und die Weiber, indem er ihnen den kindiſchen Mund mit Zuckerwerk füllte, er ſprach, ſie hörten. Rouſſeau gab ihnen bittere Wahrheit und ſie wandten ſich von ihm. Voltaire verfolgte die Jeſuiten mit Haß und Leidenſchaft, und er nahm einen Jeſuiten unter ſein Dach, an ſeinen Tiſch. Das hätte unſer Voß nimmer gethan! Der Jeſuit hieß Adam, und Voltaire ſtellte ihn jedem

Beſuchenden mit den Worten vor: le père Adam, mais il n'est pas le prémier homme du monde. Der Jeſuit ſtellte ſich dumm und verſtand den Spott nicht, ſpielte Schach mit Voltaire, der es ſchlecht ſpielte, und ließ ihn immer gewinnen. Der Jeſuit war Jeſuit, und Voltaire war Voltaire. Da habt ihr Spitzbüberei genug, greift nur zu.

Vereinigt die Wiſſenſchaft, die Kunſt, das Leben. Getrennt werden ſie beherrſcht und nicht von euch; getrennt, iſt die Wiſſenſchaft blaß, die Kunſt mager und das Leben kränklich. Wollt ihr ewig kochen, ſoll der Tiſch nie gedeckt werden? Wollt ihr nicht auch euer achtzehntes Jahrhundert haben, wie es die franzöſiſchen Gelehrten hatten? Waren d'Alembert, Düclos, Raynal, Condorcet, Mably, nicht gründlich, darum weil ſie die Gläſer aus Flaſchen füllten, nicht aus Brunnen? Waren ſie nicht Gold, weil ſie glänzten, und nicht alles Gold iſt was glänzt? Könnt ihr nicht geiſtreich ſeyn, weil ihr tiefſinnig ſeyd? Morgens verſteht euch kein Engel und Abends mag euch kein Teufel anhören. Heißt das der Wiſſenſchaft dienen, ſie ungefällig machen? Fällt euch das Denken ſo ſchwer, daß ihr euch davon erholen müßt, ſo denkt nicht. Das Leben iſt Arbeit dem geſunden Geiſte, die Wiſſenſchaft ihm Ruhe. Ihr kehrt es um. Sokrates erholte ſich nicht von der

Philoſophie bei Aspaſia; von Aspaſia erholte er ſich bei der Philoſophie. O Hofräthe, werdet anmuthig!

Sucht nicht länger die Quadratur des Zirkels, ſucht die Kreiſelung des Quadrats; ſeyd nicht viereckig, liegt nicht ſo feſt auf, kugelt durch das Leben und macht es glatt; was ihr für das Leben thut, thut es für euch wieder. Woher kam es, daß unſere großen Dichter und nur unſere, immer aus ſo großen Bechern tranken? Woher, daß ſich mancher in das Grab getrunken? Sie mußten. Sie wußten nicht wie anders die Leere ihres Herzens auszufüllen. Ihre holde Phantaſie, wenn ſie ermüdet war, fand in dieſem ſandigen Lande keinen grünen Hügel ſich auszuruhen, und ſie mußte ſich entkörpern um nicht herabzufallen in die Wüſte. Ach! ich könnte weinen, wenn ich daran denke, wie Jean Paul, funfzig Jahre in ſeinem Phöbus-Wagen, über das ſchlechte Pflaſter und die Miſthaufen kleiner Städte holperte, wie an jedem Abende, wenn die Sonne ſeines Geiſtes niederſank, ſie, ſtatt in die friſche Flut zu tauchen, nur umſchattet wurde von Pfeifenqualm der Caſinos, und wie nur Philiſter ſeine Nachtigallen waren! Nie kam er zu jener reinen Höhe der Geſelligkeit hinauf, wo man die ſchweren Sorgen, den

Dunst und das Gepolter der armen niedern Stände nicht mehr findet. Wer hat das verschuldet? Ihr, euere Gelehrsamkeit. Stolz und unzugänglich den Freudesuchenden, habt ihr die Welt der Genießenden stolz und unzugänglich gemacht. Sie verschmähet euch, wie ihr sie verschmäht. Die wahre Philosophie erhebt das Handwerk zur Kunst — das Handwerk im Leben und im Verrichten — und die Kunst zu sich. Aber das vermag euere nicht, euere macht nur das Blut dick. Unter vielen Pariser Gelehrten, fand ich nur einen der hypochondrisch war, und dieser eine beschäftigte sich mit deutscher Philosophie. Er war der edelste, gutmüthigste, eingezogenste, furchtsamste Mensch von der Welt. Einmal reiste er in Deutschland — ich muß lachen wenn ich daran denke — und da wurde er als Demagog gefangen genommen, während so vielen Demagogen, die früher aus Frankreich zu uns gekommen, nie etwas geschah. Seht ihr? Euere Philosophie führt zur Hypochondrie, diese zur Demagogie, diese zur Pandantrie — freilich Andrer — und diese führt auf die Festung. Aergert euch nicht, und gesteht, daß ich Recht habe.

Voltaire bot ein Jahrhundert des Nachruhms für einen guten Magen. Ihr könnt ihn wohlfeiler kaufen, versäumt es nicht. Verliebt euch

etwas, das macht munter. Gewinnt die Weiber; der Einsatz ist nicht groß. Rührt euch! Geht in die geheime Polizei, nichts macht geschmeidiger als das. Doch, wohlverstanden, daß ihr sie betrügt. Geschähe auch, daß euch die Sache Ernst würde und euch der Teufel holte — was liegt daran wenn einige Gelehrte in die Hölle kommen. Man kann ein großer Philosoph seyn, und doch ein Spion, und doch verdammt. Doch nein, geht nicht in die geheime Polizei, nehmt den kürzern Weg, geht lieber gleich unter die Jesuiten: jene bemüht sich doch nur für diese.

Ihr seyd nicht scharf genug, ihr gleicht den Lichtscheeren in deutschen Gasthöfen, die, wenn dort auch sonst alles gut ist, nie recht schneiden. Gebt euerer Feder Federkraft, schnellt empor; doch seyd artig und nett dabei. Leset fleißig das Leipziger Modejournal und richtet euch darnach. Ein deutscher Gelehrter wie er seyn soll, trägt ein feines schwarzes Kleid, die allerfeinste Wäsche, eine diamantne Hemdnadel, eine weiße Unterweste, und einen großen Siegelring an der Hand. Um seinen gesunden Magen tändelt eine Lorgnette. An seiner Uhrkette hängen hundert artige Kleinodien und Reliquien: der erste Zahn der Sonntag, der lezte der Mara, eine Haarnadel der Neuman, eine Pille aus dem Kranken-

zimmer der Schechner — alles in Gold gefaßt — ein Cryſtallfläſchchen voll Diplomaten-Thränen und andere ſolche artige Sachen. Iſt der Gelehrte alt, ſo daß er nicht mehr gehen kann, reitet er, zeigt ſich immer in Sporen, trägt eine blonde Perrücke, läßt ſich ſeine Hefte von einem Bedienten auf das Catheder bringen, riecht ſehr gut — kurz iſt ein Narr. Auf der Reiſe iſt der Gelehrte ſplendid, verzehrt viel, befiehlt ſtark, und giebt ſtarke Trinkgelder. Bei Tiſche ſteht eine Flaſche mit langem Stöpſel vor ihm; beim Deſert ſchenkt er ſeinen Nachbaren Champagner ein und redet dumm vom Theater. Abends nach dem Eſſen lächelt er und hat Geheimniſſe mit dem Lohnbedienten. Wenn er anfährt, ſpringen zwölf Kellner hinaus: ſie hören ſchon am Knalle des Poſtillons, daß ein deutſcher Gelehrter kommt ..... Macht Wind!

Wollt ihr die Großen für eure Grundſätze gewinnen, macht ſie glauben, ſie wären ſchon gewonnen. Sagt ihnen lächelnd ins Ohr: ihr wüßtet recht gut, daß Excellenz geſinnt ſey, wie ihr, nur daß deren Stellung und Gehalt, ihr nicht erlaube, ſich in ihrer wahren Geſtalt zu zeigen. Nichts iſt ſchmeichelnder als das Zutrauen, daß man ein ſtarkes Herz habe und zugleich die Macht es zu bändigen; man ſey ein

Vulkan mit Schnee bedeckt. Was ihr aus Tugend thut, ſcheint es aus Eigennutz zu thun, und man wird eurer Klugheit euren Edelſinn verzeihen. Lobt den Guten, tadelt das Schlechte. Seyd demüthig in euren Worten und ſtolz in euren Handlungen. Sprecht nicht immer, wie ihr ſchreibt. Die Schrift iſt ſtreng, feierlich, für die Welt; das Wort iſt mild, alltäglich, für das Haus. Die Uebel der Menſchheit muß man heilen, unerbittlich, wenn es auch ſchmerzt; die Schwächen der Menſchen muß man mit Nachſicht behandeln, ſie beſprechen und ſtreicheln.

Verſchwiſtert die Wiſſenſchaften zu ſolcher Einigung, daß keine mehr weiß, was ſie beigetragen, daß Alles jeder gehört, und jedes Allen. Wollt ihr wirken durch eure Vorträge, redet nie wenn man ſich hingeſetzt euch anzuhören, und ſagt nie, was man erwartet. Kein Eſſen ſchmeckt beſſer, als das zur ungewöhnlichen Zeit: der Magen iſt froh, von dem Zwange der Etiquette erlöſt zu ſeyn. Sprecht von allen Dingen, da wo ſie nicht hingehören: in der Religion von den Jeſuiten, in der Moral von der Politik, in der Anthropologie von Don Michel. Bei dem deutſchen Prozeſſe erklärt die Schraube ohne Ende; bei der Ophthalmie verhandelt die Zenſur; lehrt bei der Polizeiwiſſenſchaft die Hypochondrie, in

der Toxicologie redet von der geheimen Polizei und beim Wechſelfieber vom hohen deutſchen Adel. Seht! ich bin kein trockner heuchleriſcher Sittenlehrer, der die Lehren nicht befolgt, die er Andern giebt, ich begleite meine Moral mit Beiſpielen aus meinen eigenen Handlungen. Hätte ich angekündigt, daß ich von der Spitzbüberei wollte ſprechen, wären die ehrlichen deutſchen Gelehrten davon gelaufen, um ſich von meinen gefährlichen Lehren zu entfernen, und die Leute von Welt hätten mich ſtehen laſſen, um ſich bei alten, ihnen längſt bekannten Geſchichten, nicht zu langweilen. Ich habe aber die Einen gelockt durch den ſchönen ſechsten Zinsthaler, die Andern, durch eine artige Novelle, und ſie ſind gekommen, und jezt werden ſie gewiß aus Höflichkeit mich bis zu Ende anhören.

Ihr ſcheltet die Reichen, die im Ueberfluſſe ſchwelgen, und ſind von einem darbenden Bettlervolke umringt! Ihr redet ſo ſchön und geberdenvoll, gegen die in Feuer der Ueppigkeit geſtählten Herzen! Seyd ihr denn beſſer? Ihr wißt alles und euch umſtehen Menſchen, die nichts wiſſen; ihr ſeyd ſo gelehrt und euch umgiebt ein geiſtarmes Volk. Schämt euch! Iſt es nicht eine Schande, daß es nahe um Göttingen, Jena und Heidelberg, ſo viele Menſchen giebt, die nicht

leſen und ſchreiben können, daß es im Weichbilde der Hofräthe, Dummköpfe giebt? Iſt es nicht eine Schande daß der Landmann in ſeinen Feierſtunden keine geſunde und angenehme Geiſtesnahrung findet, und er in Branntewein die läſtige Zeit ertränken muß? Befördert den wechſelſeitigen Unterricht, ſchreibt angenehme und nützliche Sonntagsbücher für Bürger und Bauern. Befördert die Dampfſchiffe, die Dampfkutſchen, die Dampfmaſchinen aller Art. Hört ihr's! das iſt die Hauptſache, davon hängt das Heil der Welt ab. Dadurch zernichtet ihr den Pöbel, der, ſeit die Geſchichte ſpricht, zu jeder plumpen Gewaltthätigkeit, Grund, Vorwand und Werkzeug war.

Ich hätte noch gar vieles mit euch zu ſprechen; aber — doch ſtill — ſtill — ich habe einen Gedanken — o, er iſt himmliſch — das Herz lacht mir in der Bruſt, wenn ich an meinen Gedanken denke. Ueberall begegnen ſich die ſchönen Geiſter, nur in Deutſchland nicht! Wir wollen uns auch begegnen, wir wollen zuſammen kommen, wir wollen uns kennen lernen, uns freuen uns kennen zu lernen, uns umarmen, küſſen, die Hände reichen. Ach! wir kennen uns ja gar nicht. Obſcurus Knopfdiſtel, wer biſt du? Ach wie ſehnt ſich mein Herz nach dir! Die franzöſiſchen Gelehrten laden wir auch ein:

Etienne, Jouy, Conſtant, Villemain, Thiers, Couſſin — den nehmen wir in die Mitte — Quizot, Scribe, Mignet, Delavigne, Remüſat — lauter artige Leute. Sie werden uns auslachen, aber was thuts? Aller Anfang iſt ſchwer. Will die Contemporaine aus Paris mitkommen — deſto beſſer, dann giebt es kleine Zeitgenoſſen. Wir wollen zuſammen kommen, wie die Naturforſcher, jedes Jahr an einem andern Orte. Wir ziehen von Norden nach Süden, wir fangen die Sache geographiſch und mit Verſtand an; mit Wien hören wir auf. Kommt, kommt, Philoſophen, Hiſtoriker, Politiker, Novelliſten, Humoriſten, Aeſthetiker, Journaliſten, Kritiker. Wir leſen uns unſere Werke vor, die ungedruckten und die unbekannten, — Novellen und humoriſtiſche Aufſätze, Buntes aus dem Leben, Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen, Tragödien, Comödien, Poſſen, dramatiſche Gedichte, Theaterkritiken. Jeder berichtet von dem Schauſpiele ſeines Wohnorts und von den Leiſtungen der dortigen Künſtler, ſeit dem Sturze Robespierres. Wir ſind unſerer Viele, wir können unmöglich fertig werden, aber das ſchadet nicht; jeder fängt nur ſeinen Artikel an, die Fortſetzung folgt im nächſten Jahre. Kommt, kommt! Wir eſſen, trinken, ſcherzen. Nach Tiſche prügeln wir alle

Rezenſenten durch, mit Ausnahme derjenigen die uns gelobt — das ſind dumme Menſchen und ſie ſind doch nicht zu beſſern — wir prügeln und belehren nur die Anderen. Giebt es etwas Himmliſcheres? Um Reiſegeld brauchen wir nicht beſorgt zu ſeyn, wir reiſen ja, wir können unſere Reiſen beſchreiben. Wehe den Buchhändlern! wie werden ſie die tauſend Colliſionen vermeiden? Wir ſind unſerer tauſend und beſchreiben jeder dieſelbe Reiſe. Es iſt eine Erquickung! In den nächſten Hundstagen fangen wir an, und zwar mit Hannover. Dort iſt der Geiſt, der Witz, der gute Humor zu Hauſe. Dort werden wir auf den Schultern getragen, man wird uns Blumen ſtreuen. Im geräumigen Marſtalle wird uns der Tiſch gedeckt. Aber es kann uns auch das Leben koſten. Der Adel füttert uns todt, er erdrückt uns mit ſeinen Liebkoſungen. Doch ſüß iſt der Tod den die Liebe giebt. Laßt uns Hannover ſehen und dann ſterben — Vedere Annovera e poi morire.

Seyd Spitzbuben und befördert die Dampfmaſchinen, dann braucht ihr es nicht länger zu ſeyn. Aber was hilft's! Ich habe in den Wind geſprochen. Sie werden ſagen: ein humoriſtiſcher Aufſatz! Mit dieſen Menſchen iſt gar nichts anzufangen.

IV.

Die Göttinger Unruhen.

(1818.)

Der Deutſche, wie die Natur, ſchätzt wenig die Arten; nur die Gattungen der Dinge ſind ihm heilig. Das Fortpflanzen, nicht das Fortgepflanzte, dünkt ihm bedeutend. Mag das Einzelne untergehen, wenn nur die Familie fortdauert. Wie Geizige Schätze ſammeln ohne ſie zu gebrauchen, ſo häufen die Deutſchen Grundſätze auf, ohne ſie anzuwenden. Wie Stände einzurichten, wie Preßgeſetze abzufaſſen, wie ein deutſcher Bundestag anzuordnen ſey, das mögen ſie Jahrhunderte lang mit ewig jungem Eifer beſprechen, aber ob das Badiſche Ständeweſen tauglich, wie die Preßfreiheit eines beſtimmten Staates beſchaffen ſey, was die Bundesverſammlung zu Frankfurt thue oder unterlaſſe, dieſem nachzuforſchen ermüden ſie gar bald. So ſind die Ereigniſſe zu Göttingen genug verbreitet, genug bedacht, genug beſprochen worden. Jezt darf

man den schönsten und gelehrtesten Abhandlungen über die akademische Freiheit, deren Ursprung aus dem Mittelalter, über die Ersprieslichkeit ihrer Fortdauer oder Einschränkung mit Gewißheit entgegensehen. Die vaterländischen Grübler werden dabei bis zu den Anfangsgründen der Staatskunst hinaufsteigen, aber Göttingen darüber vergessen; aber darüber zu fodern versäumen, daß die ausgewanderten Studirenden zurückgerufen, daß die Ungerechtigkeit so wieder gut gemacht, daß die Urheber der Uebelthat bestraft, und die durch französisch-westphälischen Witz nur gelenker gemachte steife Herrschbegierde der hanövrischen hochadlichen Beamtenschaar, von der öffentlichen Meinung gezüchtigt werde. Sollen die sechszehnendigen Hirsche, nachdem sie lange sich furchtsam im Dickicht verborgen gehalten, die junge grüne Saat des deutschen Volkes von neuem zertreten dürfen? Nimmermehr.

Was haben die Göttinger Studirenden begangen, was, wenn sie auch wirklich gefehlt, tadelnswürdigeres als was schon hundertmal geschehen? Oder haben die vorsichtigen Polizeiwächter die Erneuerung des Wartburgfestes gefürchtet, und frühzeitig das Hochgefühl Freiheitsbegeisterter Jünglinge zu demüthigen gesucht, damit es bis zum Oktober nicht aufkommen könne? Oder soll-

ten geduldige Deutſche als Heloten zur Schau geſtellt werden, daß das Gefühl der Unabhängigkeit ſtolzer Britten daran erſtarke? Iſt es nicht derſelbe König, der in Hannover und in England regiert? Nun komme nur noch eine ſo weichherzige Spiesbürgerſeele, die gerührt wird wenn ein hohes Haupt ihr freundlich zunickt, oder ein erbärmlicher Schmeichler, oder ein morſcher Selbſtling, deſſen Geiſt nicht über den Augenblick hinausragt, und frage: wozu Verfaſſungen? Sind unſere Fürſten nicht herrlich, iſt ihr Wille nicht gut? Wohl ſind ſie es, wohl iſt er es, aber was eine Konſtitution vermag, und wie ihr Mangel auch durch keinen Sokrates auf dem Throne erſezt werden könne, das mag euch das hier beſprochene Ereigniß lehren. Hat der Prinz Regent eine andere Seele, ein ſchlimmeres Gemüth für Göttingen als für London? Dort wurde bei Eröffnung des vorlezten Parlamentes nach ſeinem Leben gezielt, und er hatte nicht gewagt die Gewalt zu gebrauchen gegen ſeine eigne Unterthanen, die er hier gegen ſchuldloſe Jünglinge anderer Staaten ausüben ließ.

Noch wenige Tage und kein deutſches Blatt ſpricht mehr von dieſer Sache. Aber bleibt es gewärtig, die geheimnißvolle Kette, der europäiſche Adelsbund wird den Gegenſtand nach

Rachen ziehen, und ihn dort mit hoher Wichtigkeit zur Sprache bringen. Man wird den Uebermuth deutſcher Jugend zu zügeln unternehmen, man wird die akademiſche Freiheit zu zernichten ſuchen, und — Dank der waltenden Vorſehung — es wird ihnen gelingen. Gelingen? und darüber Freude? Ja. Es falle Euch bei, daß die Hochſchüler in England ein dumpfes trauriges Leben zwiſchen Mauern eingeſchloſſen führen, und daß die Studenten in Salamanca die allerloſeſten Vögel ſind. Die Freiheit der deutſchen Akademiker hat das Kraftgefühl des ganzen Lebens verzehrt; die wildeſten Burſche waren die zahmſten Spiesbürger geworden.. Sind die Ueberſchlauen am Steuerruder toll und verblendet genug die deutſche wiſſenſchaftliche Jugend unter das Joch bürgerlicher Polizeigeſetze zu beugen, zwingt man ſie die verlorne Freiheit in ihren Männerjahren nachzuholen, und die Kraft die ſie in zweckloſer Luſt und beſinnungsloſem Toben vergeudet, in ernſte Thaten zu verbrauchen, dann — dann iſt ſie geſprengt die Kette.

V.

Einige Worte

über die angekündigten:

Jahrbücher der wissenschaftlichen Kritik,

herausgegeben

von

der Societät für wissenschaftliche Kritik zu Berlin.

(1826.)

Was diese meine Blätter enthalten werden, das weiß der allwissende Gott jezt schon; ich aber weiß es noch nicht. Nur so viel sehe ich in die Ferne, daß, was ich auch sagen dürfte, der Leser sich doch immer meine Angst, und die Wichtigkeit nicht wird erklären können, die ich auf die Ankündigung jener Berliner Jahrbücher gelegt habe, und daß er fragen wird: hat der Verfasser dieser Blätter vielleicht mehr gedacht als gesagt, und welche Absicht hatte er, als er

ſie geſchrieben? Um dieſe zu erfahren, darum ſchreibe ich ſie eben; der Leſer ſoll mir ſagen, was ich gewollt. Ich habe die Feder ohne Ueberlegung in die Hand genommen, nicht ein klarer Gedanke, ein dunkles Gefühl hat mich angetrieben. O ich bitte, zürne und ſpotte keiner hierüber! Sage mir Leſer, wenn Dir träumte, Dein Freund ſey in Gefahr, und jammere nach Deiner Hülfe, würdeſt Du nicht aufſpringen von dem weichen und warmen Bette, und zum Beiſtande des Freundes eilen? Und wenn unter tauſend Traumgeſtalten, die gelogen, auch je nur einmal ein warnender Gott erſchienen — würdeſt Du kalt die tauſend Täuſchungen berechnen, und eitel, die kleine Gefahr ve.lacht zu werden, mit der des Freundes meſſen? Nein, das thäteſt Du gewiß nicht. Nun wohl, ich hatte einen ſolchen Traum. Geträumt nur? Nein, es war mehr. In dem Buche eines Arztes habe ich geleſen, es gäbe Menſchen mit ſo reizbaren Nerven, daß ſie eine Wolke am heitern Himmel, die ſie nicht ſehen, fühlen könnten. So reizbarer Art bin ich auch. Es ſteht eine Wolke am reinen Himmel der deutſchen Wiſſenſchaft; ich ſehe ſie nicht, aber ich empfinde ſie. Den Vorwurf, daß ich kränklich ſey, will ich gern ertragen, hört man nur auf das, was ich ſage.

Deutſche Rezenſionen laſſen ſich in der Kürze mit nichts treffender vergleichen, als mit dem Löſchpapiere, auf dem ſie gedruckt ſind. Ach, man kennt ja dieſes Löſchpapier und das, was darauf ſteht! Es löſcht den Durſt nicht, es iſt ſelbſt durſtig. Und doch rühmen ſich die Deutſchen, die beſten Kritiker zu ſeyn! Sie ſind es auch, nur daß ſie nicht wiſſen ſich als ſolche geltend zu machen, wie ſie überhaupt nicht verſtehen, zu zeigen was ſie haben und zu ſcheinen was ſie ſind. Die Natur hat die Deutſchen zum denken und nicht zum ſchreiben beſtimmt, und blieben ſie ihrer Beſtimmung treu, würden ſie ihre Gedanken roh ausführen, und ſie von Franzoſen und Engländern verarbeiten laſſen. Wenn in Frankreich Bettlergedanken ſich immer ſchön und ſauber kleiden, und darum Zutritt in guter Geſellſchaft finden, hüllen ſich die reichſten deutſchen Geiſter in Lumpen ein, finden alle Thüren verſchloſſen, und werden von jedem unverſchämten Hofhunde angebellt. Der Deutſche kann kein Buch machen. Ein gutes Buch, ein Buch wie es ſeyn ſoll, muß des Titelblattes entbehren können. Nun verſuche man es mit einem deutſchen Werke, ob man ohne das Titelblatt ſeinen Inhalt und ſeine Beſtimmung errathen kann. Es ſind Baumaterialien, die beſten oft, Marmor-

blöcke, Säulen, Acajouholz, Teppiche, Cristallspiegel, schöne Gemälde; aber es ist kein fertiges Haus. Und ist ja ein Haus daraus geworden, und es ist wohnlich und bequem, so hat man die Aussenseite vernachläßigt, und kein Vorübergehender wird gelockt hineinzugehen, und das Haus zu sehen und zu kaufen. Vornehme Berliner Gelehrte, ruhen hinter Lehmwänden auf seidenen Polstern, während Pariser Lumpengesindel, durch hohe Marmorportale, zu seinem Strohlager trippelt. So schlimm ist es mit Büchern; mit Zeitschriften, also auch mit kritischen, ist es noch schlimmer. Es giebt kein kritisches Blatt in Deutschland, das verdiente sein eigner Gegenstand zu werden. Woher das Uebel? Der deutsche Gelehrte betrachtet sich als einen Staatsbeamten. Seine Bücher sind ihm Akten, seine Studierstube ist ihm eine Kanzlei, seine Wissenschaft ein Geheimniß. Er hat es geschworen, den Verstand zu Hause zu lassen, so oft er ausgeht, nämlich, so oft er schreibt für die Menge. Treibt ihn nun ja einmal Noth oder Laune an, für das Volk mit Verstand zu schreiben, macht er es eben, wie jene Beamten, welchen er gleicht. Diese haben über den Gebrauch der Macht, den der Rede verlernt, und kommt einmal eine Zeit, wo Drohung nichts wirkt, wo nur Ueberredung wirken

könnte, ſtehen ſie unbehülflich da, grinſen wenn ſie bitten, ſind ohne Grazie wenn ſie ſchmeicheln, und lächerlich wenn ſie rühren wollen. Die deutſche gelehrte Welt iſt ein Freiſtaat und ſie wird auch einer bleiben, allen Triumviraten zum Trotze. Da aber in einem Freiſtaate weder monarchiſcher noch ariſtokratiſcher Einfluß geſtattet iſt, ſo bleibt denen, welchen die Natur ſelbſt den Herrſcherſtab in die Hand gegeben, nichts anderes übrig, ihre Rechte geltend zu machen, als daß ſie Demagogen werden, und das Volk durch Lehre und Beiſpiel zu leiten ſuchen. Aber dieſes zu thun, unterlaſſen die vornehmen deutſchen Gelehrten, die Einen aus Stolz, die Anderen aus Feigheit. Sie fürchten das literariſche Volk, und verachten es. Aber indem ſie es fürchten, machen ſie es furchtbar, indem ſie es verachten, verächtlich. Darum iſt in Deutſchland der literariſche Pöbel ſo herrſchend, darum füllt er mit ſeinen Haufen den Markt der Zeitungen aus, und bedeckt mit ſeinem Geſchreie jede Stimme der Wahrheit und des Rechtes. Es iſt die Schuld derer, die durch ihre eitle Abſonderung, das Volk zu Pöbel gemacht. In Deutſchland nehmen die beſſern und beſten Köpfe keinen Theil an Zeitſchriften. Warum thun ſie es nicht? Ich frage die unbekannten Mitglieder der ſo geheimnißvollen Berliner So-

cietät für Kritik, warum sie nicht schon früher kritisirt? sie versprechen jährlich hundert und zwanzig Bogen zu schreiben; diese hätten hingereicht, allen schon bestehenden kritischen Zeitschriften einen Werth zu geben, die schlechten Kritiker ins Dunkel zu setzen, sie zurückzudrängen, oder auch durch Lehre und Beispiel sie zu bessern. Ob aber durch eine geschlossene Societät, ob durch den Glanz einer kritischen Residenz, das arme platte Land der deutschen Kritik, bereichert werden wird, das wollen wir jetzt untersuchen.

Ich hasse jede Gesellschaft, die kleiner ist als die menschliche. Unterwirft man sich dem Staate, so ist dieses eine traurige Nothwendigkeit; aber man soll sich nicht mehr unterwerfen als man muß. Nichts ist betrübter und lächerlicher zugleich, als die kranke Lust, welche besonders die Deutschen haben, sich freiwillig einzupferchen, und aus Furcht vor den seltenen Wölfen, sich täglich den Launen des Schäfers und seinen unvermeidlichen Hunden Preis zu geben. Nur allein die deutschen Gelehrten — und das gereicht ihrem Geiste und ihrem Herzen zu Ruhme — haben bis jezt ihre Unabhängigkeit zu behaupten verstanden. Sie haben, weder aus Uebermuth noch aus Feigheit, weder Herrsch- noch Schutzbegierig, die unbezahlbare Freiheit hingegeben. Haben denn

gelehrte Geſellſchaften je Nutzen gebracht? Sie haben nur immer geſchadet. Die Wiſſenſchaft haben ſie aufgehalten, und den Leidenſchaften freien Lauf gelaſſen. Nicht den edlen Leidenſchaften, welche, gleich Wein, alle Kräfte aufregen, und jede Bewegung raſcher machen; ſondern den unedlen, narkotiſchen, die betäuben, verwirren, einſchläfern und damit endigen, jede Kraft zu zerſtören. Wenn hundert Gelehrte ihre Seelen in eine gemeinſchaftliche Kaſſe legen, lacht der Teufel; denn mit einem Griffe, holt er ſie dann alle hundert. Eine ſolche Geſellſchaft hat ſich in Berlin gebildet, und zwar eine für Kritik; ſie hat ſich angekündigt. Man täuſche ſich über jene Ankündigung nicht. Sie gleicht nicht den gewöhnlichen Ankündigungen, die allen literariſchen Unternehmungen vorausgeſchickt werden, wo man auch immer von einem allgemein und dringend gefühlten Bedürfniſſe redet, wo man auch verſpricht, dem Bedürfniſſe abzuhelfen, es aber nachher macht wie alle, und es gehen läßt, wie es Gott gefällt — nein, jene Ankündigung iſt ſehr bedächtig, in ſehr abgemeſſenen Reden abgefaßt, und es iſt eher zu fürchten, daß ſie mehr, als daß ſie weniger halte, als was ſie verſprochen, und daß der Vortheil die guten Köpfe anzuziehen, den Nachtheil, ſie abgezogen zu haben, nicht ver-

güten werde. Kurz, um es gerade heraus zu ſagen, ich fürchte, die Berliner Geſellſchaft möchte die bisherige Freiheit der deutſchen Kritik, und als Folge, die der Wiſſenſchaft überhaupt, gefährden, und vor dieſer Gefahr will ich warnen.

Die Societät will die Kritik auf Aktien betreiben, und alljährlich, nach Vertheilung der Dividende, *ihren Statuten gemäß*, von ihrem Verfahren Rechenſchaft ablegen. Aber was enthalten dieſe Statuten? Warum werden ſie nicht bekannt gemacht? Moſes auch, hatte ſeine Geſetzestafeln von dem Wolkengipfel des Berg Sinai's herabgebracht, und keiner wußte, von wem er ſie erhalten; aber er machte den Inhalt der Geſetze bekannt, und ſo konnte jeder urtheilen, ob ſie von Gott gegeben. Die Berliner Societät aber hält ihre Statuten geheim. In welche Lage werden nun die externen Gelehrten kommen, die, ohne in die Geſellſchaft aufgenommen zu werden, ſich ihr anſchließen? Sie werden eine Art dienender Brüder ſeyn, die nicht Alles wiſſen, die man aber Alles zu thun verpflichten wird, was die Zwecke der Allwiſſenden befördern ſoll. Zu wiſſenſchaftlichen Zwecken verbundene Männer, ſollen nichts gemeinſchaftliches haben, als Fähigkeit, guten Willen, und das Papier, auf dem ſie drucken laſſen. Was ſie noch außer-

dem verbindet, iſt als Freiheit beſchränkend zu verwünſchen, und es wird, nach innen auf die Geſellſchaft, nach außen auf die Wiſſenſchaft, verderblichen Einfluß haben.

Leiſe, doch richtig, wurde in der Ankündigung der Tadel ausgeſprochen, den die in Deutſchland übliche Kritik, lauter verdient hätte. Aber die Kritik iſt eine Frucht der Wiſſenſchaft, und jede Veredlung, die man beabſichtige, müſſe mit letzterer anfangen. Was fehlt dieſer nun? Nichts als friſche Luft. Ihr fehlt der Sinn für die Oeffentlichkeit, der ihr aus Mangel an Uebung abgeſtorben. Ihr fehlt feine Sitte, Gewandheit, Anſtand, Muth und Gegenwart des Geiſtes. In Deutſchland ſchreibt jeder, der die Hand zu nichts Anderem gebraucht, und wer nicht ſchreiben kann, rezenſirt. Nichts iſt verzeihlicher als das, es iſt jeder berechtigt, über alles, was Alle angeht, ſeine Stimme zu geben. Nur fehlt es an einer öffentlichen Meinung, an einer Urne, worin alle Stimmen zu ſammeln wären, daß man ſie zählen könne. Dieſe herbeizuſchaffen, die Stimmen für das Rechte zu gewinnen, und die Abſtimmung zu leiten, dazu ſollte ſich eine Geſellſchaft bilden, nicht aber zu dem bloßen Zwecke, die Stimmen zu vermehren. Und die Berliner Societät, abgeſchloſſen, umregelt und monarchiſch wie ſie iſt,

und mögen noch ſo viele, noch ſo achtungswürdige Männer ſich ihr anſchließen, wird das kritiſche Geſchrei doch nur mit einer Stimme vernehmen, und die Bauchrednerei mannichfaltiger Accente wird nur Unkundige und nicht lange täuſchen.

Die Societät will nur ſolche Schriften beurtheilen, «die in irgend einer Richtung bedeutend ſind, und eine Stelle in der Geſchichte der Wiſſenſchaften einnehmen.» Durch dieſes Verfahren, würde künftig jedes neue Werk, ſchon durch die bloße Anzeige in den Berliner Jahrbüchern ſich ausgezeichnet, ſchon durch deren Stillſchweigen ſich zurückgeſetzt ſehen — eine ſchnelle aber ſcharfe Art zu richten! Kann die Societät blindes Vertrauen auf die Billigkeit ſolcher Urtheilsſprüche fordern, die kein Entſcheidungsgrund begleitet? Ja, das könnte ſie, wären die Mitglieder, die ſie bilden, frei; da ſie es aber nicht ſind, ſondern, wie wir ſchon angedeutet haben, und noch klarer erörtern werden, einer monarchiſchen Regel unterworfen — ſo kann die Societät jenes Vertrauen nicht erwarten. Uebrigens iſt es ſehr zu fürchten, daß wenn nur ſolche Werke beurtheilt werden ſollen, die eine Stelle in der Geſchichte der Wiſſenſchaften einnehmen, die verſprochenen hundert und zwanzig Bogen jährlich, nicht möch-

ten ausgefüllt werden können. Die Geſchichte der Wiſſenſchaft, das heißt ihr Wachsthum; aber die deutſche Wiſſenſchaft iſt ausgewachſen, ſie wächſt nur noch in die Breite, und da ſie täglich dicker und dicker wird, viele Nahrung zu ſich nimmt und ſich gar keine Bewegung macht, ſo iſt wohl zu beſorgen, daß ſie einmal in ihrem Lehnſtuhle der Schlag rühren möchte, und daß ſie das viele ſchöne Fett nur für die Würmer wird aufgehäuft haben.

Unſere kritiſchen Hauptſtädter, wollen ſich in Klaſſen theilen, je nach den Fächern der Wiſſenſchaft, und jede Anzeige wird, vor der Zulaſſung zum Drucke, die Genehmigung der betreffenden Klaſſe erhalten, und mit dem Namen des Verfaſſers verſehen ſeyn müſſen. Ich geſtehe es frei — früher konnte ich es nicht geſtehen, da es mir während dem Schreiben erſt ſelbſt klar geworden — daß dieſes der Punkt iſt, der meine Gefühle aufgeregt, und ſie gegen jene Anſtalt ſo feindlich geſtimmt hat. Die Vernunftgründe meine Abneigung zu vertheidigen, habe ich erſt ſpäter geſucht, und, wie ich denke, auch gefunden. Ich begreife nicht, wie die Berliner Societät hoffen durfte, unter freien deutſchen Gelehrten Männer zu finden, die ſich einen ſolchen Zwang freiwillig gefallen ließen;

doch hätte ſie ſie dennoch gefunden — nun, dann freilich begreife ich ihre Zuverſicht. Die Mitglieder jener Societät haben ſich nicht genannt; doch ſind es ganz gewiß ſehr achtungswerthe Männer, die Bedacht genommen haben werden, ſich unter den fremden Gelehrten, nur gleich begabte, gleich geſinnte zuzugeſellen. Iſt dieſes aber geſchehen, und ſind die Männer bewährt, wozu dann noch jene beleidigende Vorſicht, wozu jene Freiheit beſchränkende Cenſur? Sie ſagen, es geſchähe: «damit Willkühr und Nebenrückſicht ausgeſchloſſen bleibe.» Allein, wenn zu wählen iſt, zwiſchen der Willkühr eines Einzelnen und der Willkühr einer Klaſſe, ſo iſt die erſtere zu wählen. Der Einzelne hat ſeine Leidenſchaften, aber ſie wechſeln, und er wird oft, was er aus Laune gefehlt, aus Laune wieder gut machen, wenn es nicht aus Tugend geſchieht. Aber die Leidenſchaften einer Klaſſe wechſeln nicht. Der Eigenſinn einer Geſellſchaft thaut niemals auf, und da ſie, wie den Gewinn, den ſie beabſichtigt, auch die Schuld unter ſich theilt, die auf ihr liegt, ſo hat ſie kein Gewiſſen, und ſie kennt die Reue nicht. Alle ihre Fehler ſind unverbeſſerlich. Wer bürgt uns für die Unparteilichkeit der Berliner Societät, wenn ſie die Kritik eines ihrer Mitarbeiter verwirft? Vielleicht war es nicht die

Unbedeutendheit der beurtheilten Schrift, vielleicht war es nur ihre eigenthümliche Bedeutung, die man nicht wollte aufkommen laſſen — vielleicht war es nicht die verwerfliche Darſtellung des Kritikers, vielleicht war es die eigene, herrſchſüchtiger Regel nicht zuſagende, Art der Darſtellung, warum die Anzeige zurückgewieſen worden. Man weiß ja, wie eine Geſellſchaft, gleich der von welcher wir hier ſprechen, ſich bildet. Der ſchaffende Gedanke entſpringt aus einem Kopfe; es wird ein guter, ein encyclopädiſcher Kopf ſeyn, einer der das ganze Reich der Wiſſenſchaften überſieht, und jeder Einzelnen Lage und Gränzen kennt. Aber mit dieſem encyclopädiſchen Kopfe, wird auch ein encyclopädiſches Herz verbunden ſeyn, das zwar alle Tugenden in ſich ſchließen, aber auch das ganze Alphabet der Leidenſchaften enthalten kann. Ein ſolcher Stifter wählt ſich gleich geſinnte Anhänger, dieſe wählen andere, und ſo wird es ein Gedanke, der alle beherrſcht, und dem Alle, die ſich dem Kreiſe anſchließen, ſich unterwerfen müſſen.

Jede Kritik ſoll mit der Unterſchrift des Verfaſſers verſehen ſeyn müſſen. Warum dieſer Zwang? Es wäre wohl gut, wenn es freiwillig geſchähe. Ich habe nie begreifen können, wie man ſchreiben, wie man kritiſiren mag, ohne ſich zu nen-

nen. Es iſt ſo etwas Unbehagliches, ſo etwas Geſpenſtiſches darin. Ach ich habe auch geſchrieben und gekrittelt, aber ich habe, zur Buße, mich immer genannt, und wenn ich, aus Laune oder Unachtſamkeit, meinen Namen verſchwiegen, ging ich immer ſchwermüthig umher, als hätte ich ein zweites Verbrechen begangen. Aber ich bedenke auch, daß ich frei bin, weder Weib noch Kinder habe, und daß die Rache, die jede ungefällige Wahrheit, wenn auch nicht immer trifft, doch immer bedroht, nur mich allein hätte treffen können. Doch nicht jeder iſt ſo frei, viele deutſche Gelehrte leben in Verhältniſſen der Dienſtbarkeit, ſie haben Familien, und keiner iſt verpflichtet, ja vielleicht nicht berechtigt, Andere als ſich allein der guten Sache aufzuopfern. Wenn jeder deutſche Schriftſteller ſich nennen müßte, würde manches verſchwiegen bleiben, was, kund geworden, ſehr erſprießlich geweſen wäre. Die Theilnehmer an den vortrefflichen Wiener Jahrbüchern der Literatur nennen ſich auch nicht, ſie müſſen es wenigſtens nicht — warum will man die Mitarbeiter an den Berliner Jahrbüchern dazu zwingen? Iſt Furcht etwa keine ſo gute Entſchuldigung als Schaam es iſt? Wenn es geheime Diener des Böſen giebt, warum will man keine geheimen Diener des Guten dulden?

Es ist alles bedacht, alles bestimmt worden, bis auf den Ton, bis auf den Takt, in welchem jede Kritik für die Berliner Jahrbücher vorgetragen werden soll. Es wird der Ton «durchaus nicht anders als gehalten und der Würde der Wissenschaft angemessen seyn.» Gehalten! Was heißt das? Heißt das jener ausgehaltene, zähe Viervierteltakt, von dem wir nur schon zu viel ausgehalten? Thut eine solche Erinnerung Noth? Wäre nicht dringender, den Gelehrten presto presto zuzurufen? Wäre nicht gut, wenn die deutschen Federn, den schleichenden Menuet ihren Voreltern überließen, und etwas walzten? Die Würde der Wissenschaft! Nun freilich, Würde soll sie haben, aber nur keine Standeswürde. Doch würdig macht sie nur der Werth den sie hat, nicht der Schein den sie annimmt. Ernst soll die Wissenschaft seyn, und das Leben auch; aber nicht ernsthaft. Nur zu ernsthaft ist sie in unserm Vaterlande, und es wäre gut, sie lächelte ein wenig. Der Bart macht den Gelehrten nicht ehrwürdig, er macht ihn nur lächerlich, und eine große Summe seines Werthes geht darin auf, daß er seine lächerliche Erscheinung damit loskaufen muß. Was bezweckt die Berliner Societät mit ihrer Stylordnung? Doch nicht die Wissenschaft zu isoliren, gleich ehemals? Dann wäre

ihre Täuſchung groß, und ihre Enttäuſchung würde bitter ſeyn. Wahr iſt es, die deutſche Wiſſenſchaft konnte ſich nur darum zu ſolcher Kraft und Freiheit entwickeln, weil ſie einſam und verborgen lebte. Ungeachtet, weil unbemerkt, hielt ſie Furcht und Argwohn, Haß und Verfolgung von ſich fern. Aber die Noth der Zeit hat ſie ins Freie gerufen, ſie hat ſich im Felde des Lebens verſucht, man lernte ſie kennen, fürchten und haſſen. Nun hofft ſie vergebens, wenn ſie das Feld räume, und in ihre vorige Einſamkeit zurückkehre, auch die vorige Ruhe und Bequemlichkeit wieder zu finden — man wird ſie bis in ihre Feſte verfolgen, und nur erſt auf deren Trümmern, wird der Argwohn ſeinen alten Schlaf wieder finden. Darum bekämpfe ſie den Feind, ihn zu beſchwichtigen, iſt zu ſpät geworden.

Die kritiſche Geſellſchaft, ſpricht am Schluſſe ihrer Ankündigung die Hoffnung aus: es dürfte «eine neue, eben unter bedeutenden Auſpicien aufblühende Anſtalt in der Folge auch mit ihren Kräften die Societät verſtärken.» Ich denke, damit iſt München gemeint, und wünſche mich zu irren, wenn ich dieſes denke. Es wäre nicht gut, es wäre wahrlich nicht gut, wenn jene neue Anſtalt nicht ihren eigenen Weg einſchlüge, und fremder Führung folgte. Die Münchner Profeſſoren

werden ſich bedenken, ſie werden überlegen, wie es den Enten ergangen, welchen Münchhauſen nachgeſtellt. Dieſer, band einen guten Biſſen an eine Schnur; die erſte Ente verſchlang den Biſſen, und zog die Schnur nach, und gab beides hinten wieder von ſich. Die zweite Ente verſchlang den nämlichen Biſſen und machte es weiter ſo. Dann kam die dritte, die vierte Ente; ſo eine nach der andern. Nachdem die lezte angebiſſen, zog der kluge Jäger die Schnur an ſich, hockte die ganze Heerde auf ſeinen Rücken, und trug ſie mit Leichtigkeit fort. Da zappelten, da flatterten, da ſchnatterten ſie — zu ſpät; ſie hingen, ſie hatten ſich feſt gefreſſen. Doch das waren dumme Enten; Gelehrte aber haben Verſtand, und, ehe ſie nach einer Lockſpeiſe ſchnappen, ſehen ſie zu, ob kein Bindfaden daran befeſtigt.

VI.

Schüchterne Bemerkungen über Oeſtreich und Preußen.

(1818.)

Im deutſchen Bundes-Parlamente ſtellt Oeſtreich das erhaltende Princip (die Pairskammer) Preußen das ſchaffende Princip (die Deputirtenkammer) vor. Jenes iſt das bindende Azot, dieſes das freimachende Oxygen in der politiſchen Atmoſphäre Deutſchlands. Aus ihrer gehörigen Miſchung allein entſteht für das Volk die athembare Lebensluft. Wo das Eine unziemlich vorherrſchte, würde das deutſche Gemeinweſen ein ſieches unerquickliches Leben verkeuchen, wo das Andere, in heißen und allzuraſchen Athemzügen ſich verzehren.

Oeſtreich hat in den Verhandlungen des Bundestages einen Geiſt und eine Wärme gezeigt, die einen hohen Grad dankbarer Anerkennung verdienen. Seine herablaſſende Theilnahme an den frohen Lebensſpielen des deutſchen Volks mußte

um ſo mehr überraſchen und rühren, als das warme Wort der Liebe freundlicher wirkt, wenn es aus dem Munde eines ernſten Mannes kommt. Preußens Wirkſamkeit war freilich ſeelenvoller und lebendiger, aber als ein jugendlicher Staat, that es nur aus Luſt und ſeinem Naturtriebe folgend, was Oeſtreich mit Verſtand und mit Freiheit that. Möge das Eine den Rath der Nüchternheit nie überhören oder verſpotten, und möge das Andere nie grämlich tadeln, woran der Geiſt der Zeit ſeine Freude findet.

Die Oeſtreichiſche Regierung fürchtet jede Volksbewegung, und iſt folgerecht genug auch keine ſolche zu dulden, die zu ihrem eignen Beſten thätig iſt. Sie hat dies in dem zum Sturze Napoleons geführten Kriege gezeigt, ſie war die einzige Macht die eine Volksbegeiſterung gegen Frankreich nicht hat aufkommen laſſen. Auf den Wiener Schaubühnen wurden zu jener Zeit, die Bürgerbewaffnung, und das Streben der Deutſchen zur Volksthümlichkeit, welches überall, auch wo es in den Kleidertrachten nur ſpielend ſich zeigte, hätte geehrt werden ſollen, lächerlich gemacht.

Oeſtreich iſt die einzige reine Monarchie in Europa, und einige todte Formen von ſtändiſchen- oder freien Munizipal-Verfaſſungen, die dort noch ſtatt finden, dienen nur ſie wirkſamer zu machen,

indem ſie ihr zu Werkzeugen dienen. Der Geiſt des Staatskörpers iſt in der Regierung, das Herz im Adel, im Volke iſt nur ein Pflanzenleben — der Magen. Dieſes Reiches inneres Regierungsſyſtem, die Unmündigkeit, worin der Geiſt der Unterthanen zurückgehalten wird, die Sklaverei der Preſſe, die Quarantaine, der ſich jede aus der Fremde herkommende Meinung und Anſicht unterwerfen muß, ehe ihr der Eingang verſtattet wird, oder die gänzliche Gedankenſperre ausländiſcher Erzeugniß — alles dieſes war nur bis jezt verzeihlich, vielleicht heilſam. Joſeph's II. allzuraſche und darum mißlungene Verſuche mochten es billig ſchüchtern machen. Nach ihm durfte wohl bedenklich gefunden werden, zu der Zeit und der Lage der Dinge, die man mit dem Namen franzöſiſche Revolution zu bezeichnen pflegt, den Bürgern, wohl an ſich erwünſchte Freiheiten, da ſie in Frankreich als Früchte des Verbrechens erworben worden waren, wenn auch auf geſetzlichem Wege zufließen zu laſſen, da die Güte des Zweckes über die Schlechtigkeit der Mittel leicht hätte verblenden können. Jezt aber wäre es an der Zeit den Bürgern freiwillig zu geben, was man ſich nicht abtrotzen zu laſſen, ſich ſtark genug gezeigt hatte. Daß das öſtreichiſche Volk mit innigerer Liebe als irgend ein Anderes an

ſeinen Fürſten hängt, beweiſt nicht die Vortrefflichkeit der Staatsverfaſſung, ſondern die des Fürſten und der Verwaltung. Aber leztere ſind ſterblich, während erſtere dauert. Weder Liebe noch Furcht iſt jezt mehr ein ſicheres Band zwiſchen Volk und Herrſcher, ſondern Achtung allein; denn die Völker ſind Männer geworden, aber nur das Kind fürchtet, der Jüngling liebt, der Mann achtet. Die öffentliche Meinung hat in den lezten fünf und zwanzig Jahren unüberſteiglich geachtete Berge erklimmt, und geht jezt thalwärts, den Frieden und die Heimath ſuchend. Man mag ihr immer eine heilſame Hemmkette anlegen um ihren Lauf zu ſchwächen, aber aufhalten läßt ſie ſich nicht, ſie zerreißt die Kette, und zieht jeden der ſie gewaltſam zurückhält, mit ſich hinab.

Oeſtreich iſt das europäiſche China, ein ſtill ſtehender ausgewachsner Staat. Er treibt ſeine ſtarken Wurzeln weit über ſeinem eigenen Gebiete, unter dem Boden anderer Länder fort. Dieſe ſtarke Eiche kann nicht wanken, nur brechen. Bewundern muß man es, ſchwerer iſt, es zu lieben. Es mag zu ſeinem Vortheile geltend gemacht werden, daß es einige geiſtreiche Männer für ſich zu gewinnen wußte. Aber wie es eben geſinnt ſey, ſpricht ſich in dieſen ſeinen Verfechtern am

deutlichſten aus. Verſpottet und gehaßt, führen ſie einen lächerlichen Kampf gegen die öffentliche Meinung, die gut oder ſchlecht ſtets den Sieg behauptet. Im Streite des Kopfes mit dem Herzen ſiegt das leztere; darum wird auch Oeſtreich, kalt, beſonnen und lieblos wie es iſt, dem Geiſte der Zeit unterliegen, wenn es nicht Frieden mit ihm ſtiftet.

Es iſt nicht zu bezweifeln, daß die aufgeklärten Staatsmänner, deren Oeſtreich nicht entbehrt, und deſſen gutmeinender Fürſt, nicht unwillig ſind dem Volke mehr Luft und Licht zu geben; aber ſie gehen zu langſam in dieſer eilenden Zeit. In einem wankenden Schiffe fällt nur wer ſtille ſteht, nicht wer ſich bewegt. Es iſt eine überkluge Staatskunſt, in einer Zeit der Neuerungsſucht, und eben weil ſie ſo beſchaffen, das Alte trotzend zu behaupten. Vorſicht iſt nöthig, aber ſchleichen heißt nicht behutſam gehen. Ueber eine wankende Brücke muß man ſchnell zu kommen ſuchen: die Zeit der Gefahr verkürzen, das heißt die Gefahr ſelbſt verringern.

Es giebt politiſche Gebrechen, die für den einen Staat als in ſeiner Organiſation gegründet nothwendig, und daher auch heilſam ſind, für den andern aber, weil ſie ſeiner Natur widerſprechen verderblich werden, und ihn früher oder ſpäter entweder

zu einer Umänderung oder zur Zerſtörung führen. So iſt die Schuldenlaſt Englands ſowohl die Stütze ſeiner innern Freiheit als die Bürgſchaft ſeiner äuſſern Ruhe, indem es hierdurch das Schickſal anderer Staaten an ſeine eigene Fortdauer knüpft. Für Oeſtreich hingegen iſt die Zerrüttung des Finanzweſens an der es leidet, ein Uebel ohne Erſatz. Ohne dieſes Gebrechen wäre es ein unabhängiger geſchloſſener Staat. Sein Finanzweſen widerſpricht durchaus ſeinem angenommenen Regierungsſyſteme; denn es hängt durch jene Fehlerhaftigkeit wider ſeinen Willen mit dem liberalen Geiſte unſerer Zeit zuſammen, da es genöthigt ſeyn wird zur Erhaltung eines endlich fallenden Credits, ſich den übrigen deutſchen Staaten in Einführung freiſinniger Verfaſſungen anzuſchließen.

Aber ſo mußte Oeſtreich beſchaffen und mit dieſen Fehlern mußte es begabt ſeyn, um Europa's Retter zu werden. In unſerer ſturmbewegten Zeit war dieſer Staat der einzige Felſen, der den Schiffbrüchigen einen Zufluchtsort gewährte, und verhinderte, daß nicht alle Wellen zu einem Meere ſich vereinten. Die europäiſchen Fürſten erkennen es nicht genug, wie viel, ja daß ſie Oeſtreich alles zu verdanken haben. Es kämpfte fünf und zwanzig Jahre für das Erb-

recht der Fürſtengeſchlechter (man nannte es die Ruhe der Welt) und es hat den gewaltigen Geiſt der Zeit — beſiegt nicht, aber aufgehalten, für ſo lange als das Schickſal es in der Menſchen ſchwache Hände geben wird. Aber nicht blos wo Oeſtreich ſich dem Bildungstriebe der Zeit mit dem Schwerte entgegenſtellte, auch da war es Rettung bringend, wo es beſonnen dem Laufe der Dinge anſcheinend gewähren ließ und mit dem Feinde Frieden ſchloß. In unſern Treibhauszeiten, wo jede That von der Glut einer wahnſinnigen Sehnſucht ausgebrütet, Blüthe und Frucht zugleich hervorbringt, iſt die langſame nüchterne Kraft, die ſich nie ganz verbraucht, und darum aushält, die wirkſamſte und nützlichſte. Mit dieſer hat Oeſtreich geſtritten, und durch die ihm zum Naturtriebe gewordene faſt bewußtlos handelnde Staatsklugheit, unter der Miene bequemen Thuns, mehr verrichtet, als Preußen mit unzeitiger zappelnder Geſchäftigkeit. Gleich dieſer Macht wäre es zertrümmert worden, wenn es der Napoleoniſchen Herrſchaft, da ſie noch in ihrem Jugendfeuer war, ſich unverſöhnlicher entgegengeſetzt hätte. Oeſtreich hat Napoleons Macht, vielleicht nicht abſichtslos, durch eben das Mittel untergraben, wodurch jener ſie zu befeſtigen gedachte, und die Welt ſelbſt ſie nun auf ewig ge-

gründet glaubte, nämlich durch die Vermählung mit Maria Louise. Halb Frankreich und viele seiner Anhänger ausser ihm, hatte sich der französische Kaiser hierdurch entfremdet, weil er jezt die Furcht einflößte, er würde wegen dieser Verbindung mit einer legitimen und die Grundsätze der Legitimität verfechtenden Macht, alle Früchte und Lehren der Revolution zerstören und unterdrücken. Daß er diese Furcht einflößte ohne sie zu rechtfertigen, war um so gefährlicher für ihn, denn Oestreich und die alten französischen Aristokraten sahen sich in ihren Erwartungen betrogen, und die republikanischen Franzosen hörten darum nicht auf besorgt zu seyn. Auch weil Napoleon nach jener Verbindung mit Oestreich keinen Feind mehr in seinem Wirkungskreise zu scheuen fand, verließ er den Schwerpunkt der ihn sicherte, und indem er, Rußland bekriegend, sich mit seiner Macht zu sehr hinüber neigte, stürzte er von seiner Höhe herab. —

Preußen kann in seinem langgestreckten Gebiete sich nur mühsam bewegen; seine Gränzen schlottern ihm wie ein weites Kleid um die Glieder — es muß und wird durch Wachsen, das Kleid auszufüllen suchen. Die Rheinprovinzen welche es erworben hat, können auf die alten Länder denen sie einverleibt worden sind, wohl-

thätig wirken, indem sie ihnen die unter der französischen Herrschaft errungenen neuen und heilsamen Ideen über Bürgerthum und Regierung mittheilen. Sezt man sich aber dieser Einwirkung entgegen, dann wird die Verbindung des Rheinlandes mit Altpreußen verderblich für beide werden, und muß bei den Bewohnern hier und dort, einen bedenklichen Geist der Unzufriedenheit hervorbringen. Man muß es bekennen, daß unter der kaiserlichen Regierung, das französische Volk der Gleichheit sich erfreute, die man schmerzlicher vermißt als selbst die Freiheit, und daß, wenn sie Napoleon der leztern beraubte, es weniger geschah um sie selbst zu unterjochen, als um sie zur Unterjochung anderer Staaten und Völker leichter gebrauchen zu können. Will Preußen die freisinnigen Regierungslehren seiner Rheinländer nicht auch für die alten Staaten benutzen, dann thut es besser diese Provinzen einer eigenen Verwaltung zu unterwerfen, wie es mit Schlesien gethan hatte. Auch hier gilt: Trenne und herrsche! Oestreich hat darum so fest und ungestört seine Staaten jeder Zeit zu beherrschen gewußt, weil es jedes Land nach seiner eigenen Weise, nach alter Sitte und nach Herkommen regieren ließ.

Preußen iſt keine europäiſche Macht; nicht ſeiner Größe und ſeinem Gewichte, ſondern der Schnellkraft, welche der Stoß des Glückes oder Unglückes mittheilt, hat es die Achtung zu verdanken, die ſeiner Stimme im Rathe der mächtigſten Fürſten gegeben wird. Aber Preußen iſt eine deutſche Macht, und da es die einzige reine iſt, ſo iſt Deutſchland nur in Preußen. Das deutſche Gemeinweſen findet allein im preußiſchen Könige ſeinen aufrichtigen Freund, die andern Fürſten heucheln ihm nur Anhänglichkeit, weil ſie es als Mittel zu ihren Zwecken gebrauchen wollen. Dieſes Bewußtſeyn, die Dankbarkeit des deutſchen Volkes zu verdienen, kann allein an Preußen die Beruhigung geben, im Falle eines Krieges innerhalb Deutſchland bei ſeinen ausgedehnten Gränzen, dem feindlichen Andrange nicht zu unterliegen. Indem man der Preußiſchen Macht jene hohe Bedeutung zugeſteht, kann man zwar nicht läugnen, daß die Preußen die Verrichtungen eines männlichen Volkes nur noch ſpielend treiben, aber das Spiel iſt des Ernſtes gute Vorübung. Deutſchlands Geiſt iſt in Preußen, und der iſt's der den Körper regiert.

VII.

Monographie der deutschen Postschnecke.

Beitrag zur Naturgeschichte der Mollusken und Testaceen.

(1821.)

Es ist sehr einfältig, daß ich gleich vorn sage: ich werde mich in dieser Abhandlung, über vaterländische Postwägen satyrisch auslassen; denn indem ich durch dieses Geständniß die Ueberraschung störe, übertrete ich die heilsamsten Polizei-Gesetze der Redekunst. Aber kann ich anders? Ist nicht zu fürchten, jene gelehrte Ueberschrift werde alle Leser abschrecken, wenn sie nicht bald erfahren, daß es damit Scherz gewesen? Sie sollte aber keinen abschrecken als den Zensor, zu seinem und meinem Vortheile, und da dieser jezt schon getäuscht ist, und der falsche Paß der verdächtigen Abhandlung glücklich über die Gränze geholfen hat, so ist längere Verstellung unnöthig. Wahrlich, Menschenliebe, Mitleid und Rührung

durchwärmen mich nie ſtärker, als wenn ich an einen Zenſor denke, der beſſer iſt als ſein Amt. Leidet er nicht an den ſchmerzlichſten aller Plagen, an ſolchen die man giebt? Muß er nicht, als lebten wir noch in den Zeiten Ludwig's XIV. aller engliſchen Freiheit in Reden und Gärten gram erſcheinen, und, ein Schüler des Le Nôtre, jeden überrankenden Zweig, mit der Scheere abſchneiden? Darf er andere Blumenbeete dulden, als ſolche, die mit glänzenden Scherben zerbrochener Gefäße überſäet ſind? Hat er nicht die vollſten, kühnſten Bäume, in Affen, Bären und andere Viehgeſtalten umzuſtutzen? Muß ihm nicht ſelbſt oft wehe ſeyn, bei ſeiner Aufſicht über die ſchnurgerechte Denk- und Schreibart, und wird er nicht jedem Schriftſteller danken, der, gleich mir, ihn überliſtet, unter einer naturgeſchichtlichen Ueberſchrift, über die öffentlichſte aller Staats-Angelegenheiten, über Poſtwägen ſchreibt, und erſt, nachdem ſich die betaſtenden Finger entfernt haben, ſeine Fühlfäden aus dem Schneckenhauſe ſtreckt? Er dankt mir gewiß. Ueber Poſtwägen aber, habe ich ſchon auf früheren Fahrten die beſten ſatyriſchen Einfälle gefunden, doch ſie auch alle wieder verloren. Mein Ideen-Magazin iſt zu klein, und giebt mir keinen Platz, um Gedanken-Aernbten, die ich nicht gleich verzehre und

niederſchreibend verarbeite, aufzuſpeichern. Gedanken über Poſtwägen konnte ich aber nie gleich aufſchreiben, da der Stoß dieſer mit dem Anſtoße zu jenen immer zuſammenfiel. Noch auf meiner lezten Fahrt ſah ich, wie einem Commis-Voyageur, der während des Fahrens einen badenſchen Kupfer-Kreuzer, den er durch den Schlag einem Bettler zugeworfen, ſeinem Prinzipalen zur Rechnung bringen wollte, durch das Rütteln des Wagens, ſo ſtark die Hand ſchwankte, daß das 1 ſtatt in die Kreuzer-, in die Gulden-Reihe kam, worüber der junge Menſch ganz untröſtlich war; denn, ſagte er, es ſey nicht mehr zu ändern, da er ſich durch Radiren, bei ſeinem Prinzipalen verdächtig machen würde.

Ich brauche nur fortzufahren, denn, wie ich merke, bin ich ohne darauf zu denken, bereits ſatyriſch geweſen. Es wäre Unverſtand von mir, wenn ich das langſame Fahren der Poſtwägen innerhalb der Städte, aus dem Grunde tadeln wollte, weil Knigge in ſeinem Buche, über den Umgang mit Menſchen, das Gegentheil anrathet. Knigge nämlich ſagt, in Städten ſolle man ſchnell fahren, damit, wenn am Wagen etwas zerbrechliches ſey, er da zerbräche, wo Hülfe in der Nähe wäre. Conducteurs und Poſtillione können hinlänglich beweiſen, daß ſie jenes Werk

über seine Lebensart niemals gelesen haben; vielmehr sind die Vortheile dieses langsamen Fahrens auffallend. Nach den Fenstern guter Freundinnen kann man oft und lange zurücksehen; guten Freunden begegnet man zweimal auf der Straße; hat ein Reisender vergessen, seine Rechnung im Gasthause zu bezahlen, so kann ihm der Wirth nachgehen und ihn daran erinnern. Ein Ehemann, der mit mir nach Stuttgart gereist wäre, und 15 Minuten auf dem Wege vom Rahmhofe bis zur Brücke zugebracht hätte, würde sich getröstet und gedacht haben: jezt endlich hat die Theure ihre Thränen getrocknet, und ich will es auch thun, und mich den Eindrücken der schönen Natur hingeben, so bald ich draußen bin vor dem Affenthore. Ohne jenes langsame Fahren, hätte der mitreisende Franzose, niemals seinen Dukaten Silbermünze wieder gefunden. Er sagte mir nämlich auf der Zeil, er habe einen Dukaten wechseln lassen, und sey dabei ganz gewiß betrogen worden, denn alle Kaufleute wären Spitzbuben; ich möchte so gut seyn und das Geld nachzählen. Als ich ihm bemerkte, ich sey kein Handelsmann, erwiederte er in logischer Zerstreuung: tout le monde est marchand ici. Ich fing an zu zählen, da kam aber einer jener fürchterlichen Erdstöße, die unter dem Himmel der Postwägen so häufig

sind, und schleuderte das Geld aus meiner Hand zum Wagen hinaus. Der Franzose stieg aus, und hatte schon nach fünf Minuten den lezten Groschen von der Fahrgasse wieder aufgelesen, worauf er dem Postillion zurief, er könne jezt fortfahren. So eitel war der Narr, daß er sich einbildete, man hätte seinetwegen still gehalten, welches gar nicht der Fall gewesen.

Schwerer aber ist zu entschuldigen, daß das langsame Fahren auch auf der Landstraße fortgesezt wird. Zwar kann man dafür folgenden, nicht unbedeutenden Rechtfertigungs-Grund anführen. Der plözliche Wechsel der Schritte, von langsamen zu geschwinden, und umgekehrt, ist den Pferden, wie bekanntlich, sehr schädlich. Da nun nach Obigem, in Städten und Dörfern langsam gefahren werden müsse, und das ganze Land zwischen Frankfurt und Stuttgart so gesegnet und bevölkert ist, daß jede halbe Stunde ein Dorf oder eine Stadt liegt, so könne man nie dazu kommen rasch zu fahren. Denn habe man, aus einem Orte kommend, den langsamen Schritt eine Viertelstunde fortgesezt, so müsse man ihn wegen des nächsten Ortes, zur Vermeidung des schnellen Wechsels, von neuem anfangen, und so immer weiter. Dem ist allerdings so; doch der Grund gegen das langsame Fahren auf der Land-

ſtraße iſt von größerem Gewichte. Menſchen- und Pferdekenner wiſſen, daß langſames Gehen am meiſten ermüdet, weil man dabei länger gehen, und mehr Schritte machen muß. Wirklich waren Conducteur, Poſtillion und Pferde, bald ſo abgemattet, daß ſie ſchon in Sprendlingen liegen bleiben mußten, um ſich zu ſtärken. Dort hatte ich einen ganzen Schoppen Zeit, durch Horchen und Fragen herauszubringen, daß die junge ſchöne Frau, die mir im Wagen gegenüber ſaß, die Neuvermählte ihres Begleiters ſey, der ſie vor neun Wochen in Memel, ihrem Geburtsorte, geheirathet hatte, und am Tage nach der Hochzeit mit ihr abgereiſt war, um ſie nach Trieſt in ſein elterliches Haus zu bringen. Er hatte ſich auf dem Wege nach Frankfurt nicht länger aufgehalten als der Poſtwagen. Der Gedanke erquickte mich ungemein, daß dieſe junge Frau ſo viel glücklicher ſey, als andere Neuvermählten, weil ſie ſtatt der üblichen Flitterwochen, ſich langer Flittermonate erfreuen dürfe, denn der erſte häusliche Zwiſt, kann nur zu Hauſe, aber in keinem Poſtwagen entſtehen. Ja, ich trieb die Sache weiter, ich bedachte, wie ſehr die ſchlechten Herbſtwege die Fahrt verzögern müſſen, und berechnete, daß die harrende Schwiegermutter in Trieſt, nicht

blos eine geliebte Schwiegertochter, ſondern auch einen Enkel werde bewillkommen und küſſen können.

In Langen, als der erſten Station oder Betfahrt, dachte ich gar nichts, ſondern ſchlief während dem Umſpannen der Pferde, ſanft im Bette, um nachzuholen, was ich in der vorigen Nacht, wegen der Abſchieds-Zeche verſäumt hatte. Wir kamen um halb ſechs Uhr Abends in Darmſtadt an. Dies war gewiß gut gefahren; denn erſt um zwölf Uhr hatten wir Frankfurt verlaſſen, und mich, der ich in eben ſo viel Zeit den Weg zu Fuß mache, pflegen gute Freunde, einen guten Fußgänger zu nennen. Wie viel ſchwerer aber ein beladener Poſtwagen fortzubringen ſey, als ein 120pfündiger Doktor, bedenke man gehörig! In Darmſtadt hatte ich ſowohl am als im Darmſtädter Hofe, — welcher auch der Wiener Hof genannt werden könnte, denn der Wirth jenes Gaſthauſes heißt Wiener — folgende gute Gedanken. Ich zog eine künftige Zeit, ganz nahe zu meiner Einbildungskraft herbei, eine ſchönere Zeit, da man nicht mehr die ſchlechten Menſchen zu geheimen Aufſehern über die guten beſtellt, ſondern umgekehrt. Ich dachte mir, wie viel beſſer es alsdann ſeyn würde, wenn lohnſüchtige Wächter, durch erlogene Gefahren nicht länger Fürſten und Völker mit Argwohn erfüll-

ten und ſie ängſtigten. Alsdann, dachte ich, wird man mich wohl auch zum geheimen Kundſchafter gebrauchen, und irgend ein unſichtbarer Ober-Tugend-Direktor giebt mir den Auftrag Deutſchland zu durchreiſen, um die Stimmung des Volks zu unterſuchen, und zu erforſchen, ob nirgends unzärtliche, verdächtige Triebe ſich offenbarten. Ich wäre hierauf eiligſt von Frankfurt abgereiſt, und hätte aus dem Darmſtädter Hofe zu Darmſtadt folgendes berichtet:

«Herr geheimer Ober-Tugend-Direktor!»

«Zufolge erhaltenen Auftrags, bin ich heute Mittag um zwölf Uhr von Frankfurt im Poſtwagen abgegangen und um halb ſechs Uhr Abends in Darmſtadt angekommen, von wo aus ich die Ehre habe, Ihnen zu berichten. Wenn ich nicht fürchtete, Zweifel gegen meinen Dienſteifer zu erregen, ſo würde ich ſogleich wieder zurückreiſen, da der Zweck meiner Sendung ſchon vollkommen erreicht iſt. Ich habe auf dem ganzen zurückgelegten Wege auch keine Spur von dem gefährlichen böſen Geiſte der Einwohner, ſondern, im Gegentheile, überall einen guten gefunden. Zugleich aber ſind mir die ſtärkſten Beweiſe geworden, daß der nämliche gute Geiſt das ganze deutſche Volk beſeelt. Der Poſtwagen überzeugte mich davon. Poſthalter, Conducteurs,

Postillione, Wagenmeister, Packer, wie überhaupt das ganze Hochfürstlich Turn- und Taxisch-fahrende Personal, gehen bei ihrem Geschäft mit solcher Bedächtigkeit zu Werke, daß man wohl sieht, es sind gute, ruhige Bürger die Deutschen, die nichts Gewagtes unternehmen. Desgleichen die Passagiere, deren keiner über das langsame Fahren ungeduldig wurde, und etwas aus der Haut fuhr. Ja selbst der junge Mann, der in Heilbronn Hochzeit machen wollte, zeigte mehr Zufriedenheit als Unzufriedenheit, daß der Wagen, zwischen Frankfurt und Darmstadt, sich dreimal erquickte, mit Wein und kalten Speisen, nämlich in Sprendlingen, Langen und Arheiligen. Beweist nicht schon das häufige Trinken die besten Gesinnungen? Menschen, die verdächtige Gedanken hegen, sind auf ihrer Huth und trinken Wasser, weßwegen auch die Diligencen-Postillione im revolutionssüchtigen Frankreich, kein Trinkgeld fordern, damit sie nicht versucht werden zu trinken. Sie werden, Herr geheimer Ober-Tugend-Director, aus dem Gesagten mit Vergnügen entnehmen, daß in Deutschland alles ruhig ist und bleiben wird; denn Sie sind viel zu gerecht, eine einzige Ausnahme dem ganzen Volke anzurechnen. Eine solche Ausnahme ist mir allerdings aufgestoßen. Unter den Passagieren

war Einer, der durch seine Unzufriedenheit mit der bestehenden Ordnung der Postdinge, deutliche Spuren neologischer Denkungsart zeigte. Er trippelte vor Ungeduld mit den Füßen, schnalzte mit den Fingern, und geberdete sich überhaupt wie toll. Mehrere Male rief er den Postillionen zu, sie sollten doch ins Teufels Namen nicht so rasch fahren, er verliere den Athem, er werde schwindlicht, und die schönsten Gegenden flögen an ihm vorüber. Ich hörte, wie jener Passagier auf der Station Langen zum Postillion sagte: Ehrwürdiger Greis, wie Ihr doch noch so sehr munter und rüstig seyd! Da habt Ihr nicht blos die 8 kr. Taxe, sondern noch 2 weitere, und macht euren jüngsten Enkeln, die noch unverheirathet seyn können, eine Freude damit. Dies war deutlich genug gespottet. Ja, in Arheiligen, da der Conducteur etwas Wein zu sich nahm, spottete er noch offener, und sagte: es wäre zweckmäßig, wenn in jedem Postwagen ein Hochfürstlich-Turn- und Taxisches Stückfaß gestellt würde, damit das fahrende und gefahrene Personal daraus zapfen und trinken könnte, ohne sich aufzuhalten, und eine vollständige Restauration der Postwägen sey noch wünschenswerther. Dieser gefährliche Passagier hat noch auf andere Weise seine verdächtigen Gesinnungen an den Tag gelegt. In Darmstadt

machte er beim Aussteigen einen großen Sprung über einen Kothhaufen, ob er zwar sehr bequem hätte durchgehen können. Es ist gar nicht zu zweifeln, daß er hierbei ein Turnziel zu erreichen gesucht. Bei solchen bedenklichen Zeichen habe ich jenen gefährlichen Passagier stets im Auge behalten, und werde ihn ferner beobachten, auch ihn durch andere Vertrauten beobachten lassen. Ich bin so gewisser, daß er keinen Schritt thun und kein Wort reden kann, das ich nicht erführe, da ich selbst dieser Passagier bin. In Stuttgart werde ich die Ehre haben, Ihnen weiter zu berichten. Genehmigen Sie, Herr geheimer Ober-Tugend-Director, die Versicherung meiner Hochachtung.»

Ich wollte eben den Brief versiegeln, da trat der Conducteur in die Gaststube des Darmstädter Hofes und lärmte stark. Er fragte mich, ob ich denn nicht wisse, daß ich auf einem Postwagen fahre, der keinen Augenblick Zeit verliere und auf Niemanden warte. Ich solle eilen, denn er könne sich nicht länger aufhalten, als bis er seinen Schoppen Wein werde getrunken haben, den ich ihm so eben hätte vorsetzen lassen. Nach einer halben Stunde giengen wir beide ans Posthaus, und wirklich war der Sattelgaul schon vor-

gespannt. Ich erschrack; wie leicht hätte ich zu spät kommen können!

Von der Nacht habe ich nichts mitzutheilen. Nur wenigen guten Freunden (ich reiche nicht weiter), fülle ich ein Glas von meiner ächten Bergsträßer Freuden-Station. Ich erwachte, wie ein Mühlknappe, aus dem festesten Schlafe, da die Räder still standen, und nicht mehr klapperten. Der Wagen hielt vor der Posthalterei — eines Dorfes wie ich dachte, denn das Haus lag abgesondert von dem Orte, und man konnte nicht merken, daß es einem Städtchen zugehöre. Ich trat hinein, stieg eine Treppe hinauf, und öffnete rasch und gebieterisch die Stubenthüre. Nichts anderes suchte ich als einen Schnaps und die dazu gehörigen Umgebungen, aber was traf ich, und wie ward ich betroffen! Um einen städtisch geordneten Abendtisch saßen vier und zwanzig Augen, (worunter mehrere schön) die frugen mich alle zugleich, was ich hier wollte? Mir aber war im Innern voller Jämmerlichkeit, im Bewußtseyn meiner äussern. Einem vom Viehmarkte heimkehrenden Ochsentreiber sah ich nicht sowohl ähnlich als gleich. Die brünette Nachtmütze auf dem Kopfe war mit einem Schnupftuche umwunden, nicht zu mehrerer Wärme des Kopfes, sondern zu größerer Sicherheit der Mütze. Der Postwa-

gen nämlich hatte, gleich einem jungen muntern Kater, seine Freude daran, mit der Mütze zu spielen, er machte häufige Sprünge und warf sie in die Höhe; da mußte ich sie fest binden. Eine angeschneite Halsbinde hing als gewässertes Ordensband in weiten Kreisen um meinen Nacken. Mein Ganzes umgab ein schabiger Biber. Ich riß beim Eintreten schnell Mütze und Tuch vom Kopfe, und sagte halb fragend, halb positiv: ich weiß nicht, ob ich recht bin? Die Postmeisterin sagte! ja, und hieß mich Platz nehmen, indem sie den nahe am Tische stehenden leeren Stuhl etwas zurück schob. Diese Excommunikation aus der Familien-Gemeinde fuhr wie ein Bannstrahl durch mein Herz, und zündete. Ich fühlte, wie fremd ein Fremder sey, in jedem häuslichen Kreise, wo Liebe wohnt, und daß er nur da nicht störe, wo er kein Glück zu stören findet. Kleiner war mein Kummer, daß ich hungerte, und zu der traurigen Scheidung vom Bette auch die Scheidung vom Tische kam. Als endlich der Blitz ausgebrannt hatte, ward ich kalt, erboßt, ich dachte höhnisch: Kleider machen Leute, und schlug meinen Mantel zurück, damit die ganze Gesellschaft den eleganten englischen Frack darunter sähe, wie ihn wohl kein Ochsentreiber zu tragen pflegt. Aber ich Unglückseliger hatte vergessen, daß ich in

Darmstadt den Frack weggelegt und einen Nachtpelz angezogen hatte, der aus mehreren Katzenfellen ganz elend zusammengesezt war. Jezt fühlte ich, daß meine gekränkte Eitelkeit erröthete, und ich eilte das Befestigungstuch in meiner rechten Hand als Maske meiner Verlegenheit zu gebrauchen. Aber mein böser Geist verfolgte mich; mit dem Tuche war noch die Mütze verwickelt, und so machte ich mir, als wollte ich die ganze Post verhöhnen, eine lange baumwollene Nase, deren Spitze, die hundertästige Quaste bildete. Jezt konnte es der Posthalter nicht länger aushalten; das Lachen stand ihm schon an der Unterlippe; er ergriff schnell ein Glas und trank, aber das Weinwasser war zu seicht, er konnte das Lachen nicht ertränken, und es kam lebendig aus dem Glase wieder hervor. Es plazte los; ich glühte.

Da erbarmte sich meiner ein Engel in der höchsten Noth, die Tochter des Posthauses. Ihre zwei dunkelblauen italienischen Nachthimmel strahlten die süßesten Sterne auf den Geliebten herab, der an der Seite des Mädchens saß, und zur Gitarre singend, mit fröhlichen und schmachtenden Liedern, in das Herz und Auge der seligen Braut einzog. Das seidenumsponnene Köpfchen lag auf seiner Schulter, und ihr Arm war zwischen dem seinigen, und von dem rothen Bande

der Ghitarre umringelt gar wunderlieblich geflochten. «Wilhelm, ſprach ſie, ſanft ſeine Hand und das Spiel hemmend, ſo einen Tigerpelz, wie der Herr hat, mußt du dir kommen laſſen, der hält wohl warm.» Ich dankte es dem guten Mädchen, das meinem ſchüchternen Katzenfelle durch Erwähnung ſeiner vornehmen Verwandten Muth einſprach. Sie frug mich nach dem Ziele meiner Reiſe, und das Thauwetter ihrer warmen Stimme, ſchmolz das Eis um meinem Herzen. Jezt folgte Vater und Mutter der freundlichen Führung der Tochter, man lud mich zum Punſche ein, ich rückte den Stuhl näher an den Tiſch, und pries zum erſten Male die zögernde Fahrt. Eine Stunde ſchlich diebiſch-leiſe vorüber. Ich ſtieg in den Wagen, die Stampf- und Walkmühle kam wieder in den Gang, und ich erwachte erſt am Morgen an den ſteinigen Ufern des Neckars.

In Heidelberg hielten wir uns nicht lange auf; ich hatte nur Zeit ſechs Profeſſoren, den Schloßgarten, und die nächſten Umgebungen der Stadt zu beſuchen. Es waren liebe alte Freunde meiner Studienjahre. Dort machte der Franzoſe einer Landsmännin Platz. Ich konnte auf dem ganzen Wege nicht recht klug aus ihm werden, denn ich hatte «la police dévoilée par Manuel» und die «Briefe eines reiſenden Franzoſen über

die geheime Polizei in Wien» geleſen und war zu klug daraus geworden. Er war ein großer, ſtarker, zerlumpter Kerl, der ſich für einen reiſenden Weinkrämer ausgab; aber er hatte ſeinen Flaſſan im Kopfe ſo gut als Einer, und ſprach von der Politik des Duc de Choiseul, als wäre er deſſen geheimer Sekretär geweſen. Allerdings war der Kerl verdächtig, denn er war Franzoſe und erhob die Deutſchen über ſeine eigenen Landsleute. Die ihn zu Heidelberg ablöſende Landsmännin wollte eine Gouvernante vorſtellen, die nach Lauſanne, ihrem Geburtsorte, reiſte. Im Poſtwagen nahm ſie ihren Platz und die Paſſagiere zu gleicher Zeit ein. Hinter dem Schleier, der über das niedliche Spitzenhäubchen herabhing, wetterleuchteten zwei ſchwüle Augen. Der kleine Mund lächelte bezaubernd, wenn er ſchwieg und wenn er ſprach. Sie warf ein breites Netz aus, deſſen Maſchen ſehr eng waren. Von einem Schreinergeſellen, der aus Paris kam, ließ ſie ſich ein deutſches Zettelchen überſetzen; der Schreiner leimte mühſam, aber ſtolz und zufrieden, die Worte zuſammen. Die junge Ehefrau aus Königsberg nahm ſie ein, indem ſie gegen ihren Gemahl einſylbig war, und dieſen gewann ſie durch verſtohlenes Treten der Fußzehen. Ich ſelbſt betete ſie ſchon aus Dankbarkeit, ob zwar im Stillen an,

da der Strom ihrer Rede mein Dintenfluß war, aus dem ich für den Charakter einer Französin zu einem künftigen Ostern- oder Michaelis-Romane unaufhörlich schöpfte. Sie sezte ihre feine Aufmerksamkeit sogar fort, wenn wir Passagiere des Nachts schliefen, und sie fragte den Heilbronner Bräutigam im Dunkeln mit der herzlichsten Theilnahme: warum er so stille und zerstreut sey. Unter allen Passagieren war sie gegen mich am artigsten, aus keinem andern Grunde, als weil ich grob war. Denn man gewinnt die Weiber nie häufiger, als wenn man sie für Nieten hält.

Obige Gouvernante ist für unsere Naturgeschichte von der äußersten Wichtigkeit; denn sie sagte über die Physiologie der Postwagen die frappantesten Dinge. Als wir in der Gegend von Neckergemünd aussteigen mußten, weil es Berg an ging, bemerkte sie: wenn auf der See ein Schiff erleichtert werden sollte, würden die Güter über Bord geworfen, nicht aber die Mannschaft, wie hier. Sie habe überhaupt die traurige Erfahrung gemacht, daß man auf Postwägen die Ballen höher schätze, als die Menschen, und jedes gefühlvolle Passagierherz müsse darüber seufzen. Ein Passagier, er möge noch so schwer seyn, brauche für seine Person kein Uebergewicht zu bezahlen, und zahle überhaupt weniger als todte

Waare. Ihr Platz nach Stuttgart koste ihr kaum sechs Gulden, und sie wiege doch 100 Pfund brutto; die Fracht für einen Zentner Seidenzeuge aber betrüge mehr als das Doppelte. Dieser Tarif beleidige die Würde der menschlichen Natur auf das gröblichste. Auf den Stationen würden beim Auf- und Abladen des Wagens die Pakete mit der ängstlichsten Sorgfalt nachgezählt, und nicht eher weiter gefahren, bis man sich versichert, daß keines fehle. Um die Passagiere aber bekümmere man sich nicht, und so bald der Conducteur sich satt getrunken habe, fahre man fort, mag zurückgeblieben seyn wer da wolle... Jetzt konnte es der Conducteur in concreto, der hinterherging, nicht länger aushalten. Er ward giftig und sagte, (als Rheinländer und recidiver Patriot): ja, ci-devant, werde Mademoiselle mit 4 Einquartirungs-Pferden dans une voiture générale bequemer gefahren seyn, das habe sich aber jezt geändert. Er wollte sagen: in einem General-Wagen. Die Französin verstand ihn aber nicht, und fuhr in der Weise des Boileau fort. Ja zu Heilbronn im Falken machte sie es ärger, und hielt an der Wirthstafel öffentliche satyrische Vorlesungen über unsere vaterländischen Postwägen. Sie frug, warum so ein lourd animal, diligence hieße, und nicht, was richtiger wäre,

paresse oder négligence? Man ſolle ihr Kamillen-Thee machen, ſie ſey von dem ſtarken Schaukeln ganz ſeekrank geworden, und es wäre ihr jämmerlich um das Herz. Ob es hier zu Lande nicht bekannt wäre, daß man, wenn die See hoch-ginge, die ſteilen Wogen durch ausgegoſſenes Oel breche, und hierdurch dem Schiffe einen ſanften Weg bahnte; warum man Axen, Federn und ſonſtiges Eiſenwerk des Poſtwagens durch einiges Oel nicht ebenfalls geſchmeidiger zu machen ſuche? Die langſame Fahrt des Poſtwagens habe ihr ſchon einmal ein großes Glück vereitelt. Sie ſey nämlich unter ſehr vortheilhaften Bedingungen von Stralſund nach der Gegend von Halberſtadt berufen worden, um bei der Tochter einer Land-Edelfrau Erzieherin zu werden. Einen Tag nach Empfange der Einladung wäre ſie auch ſchon im Poſtwagen geſeſſen. Als ſie aber an Ort und Stelle gekommen, habe ſie ihren Zögling als Gattin gefunden. Während ihrer Schneckenfahrt, hätte ſich das Fräulein in einen jungen Huſaren-Offizier verliebt, und denſelben, nach langem Widerſtande der Eltern, endlich geheirathet. Mit Noth hätte ſie ihre Reiſe-Koſten wieder erſtattet bekommen.... Einen reiſenden Flötiſten an der Wirthstafel fragte ſie, ob er niemals auf die vielen Inſtrumente Acht gehabt, die alle der Poſt-

wagen ſpiele? Sie habe ſich erſtaunt über die mannigfaltigen Laute, die er bald gleichzeitig, bald abwechſelnd, während des Fahrens von ſich gebe. Er ächze, ſeufze, ſtöhne, klappere, grunze, ſchnurre, raſſele, ziſche, maue, belle, knurre, ſchnattere, quäcke, brumme, klimpere, pfeife, murmele, ſchluchze, ſinge, klage und ſchmolle. (Die muntere Franzöſin machte alle die hergezählten Laute mit Zunge und Lippen akuſtiſch nach, welches artig genug war). Alle Klagetöne des Jeremias gäbe er von ſich. Sie habe im Sächſiſchen vier und zwanzig ſolcher Jammer-Tonarten gezählt, und auch durch fleißiges Nachforſchen jedesmal deren Entſtehung entdeckt. Bald klimperte das Wagenfenſter in ſeiner Fuge, bald raſſelte die Kette des Hemmſchuhes, bald ächzte der lederne Sitz unter dem grauſamen Drucke ſeiner ſechs Tyrannen. Nur ein einziges Mal habe ſie einen gewiſſen Tongrund unergründlich gefunden; durch Beharrlichkeit aber ihn doch endlich entdeckt. Das ohrenzerreißende Klappern ſey von zwei ſechspfündigen Vorhängeſchlöſſern entſtanden, welche die Pakete in dem Sitzkaſten des Poſtwagens ängſtlicher ſchüzten als nöthig war. Dieſes mörderiſche Geklapper ſey ihr ſo läſtig gefallen, daß ſie auf der nächſten Station, nachdem die übrigen Paſſagiere ausgeſtiegen waren, vermittelſt

eines Fadens die Schlösser geſchickt befeſtigt habe, ſo daß ſie ſich nicht mehr rühren können. Ueber dieſer Arbeit habe ſie der Conducteur ertappt, und ſie als Poſtdiebin angeklagt. Der Amtmann, dem ſie vorgeführt, hätte ſie eine Cartouche, eine Schinder-Johanna genannt, denn, habe er geſagt, er wiſſe recht gut, wie es die Spitzbuben machten und daß ſie vermittelſt eines Zwirnfadens die feſteſten Vorhängeſchlöſſer öffnen können. Sie ſey damals in große Noth gekommen, und nur mit Mühe wäre es ihr gelungen, durch Vorzeigen vielen Geldes, und indem ſie, den reichſten und mächtigſten Fürſten gleich, vor einem gefallenen Napoleon ſich zu bücken verſchmähte, und kaum hinab ſah, den Richter von ihrem Ueberfluſſe und ihrer Unſchuld zu überzeugen. Während der Unterſuchung ſey der Poſtwagen abgefahren und habe einen Vorſprung von 2 Stunden gewonnen, weswegen ſie genöthigt geweſen, mit Extra-Poſt nachzueilen, und ob ſie zwar ſchon nach einer halben Stunde den Wagen wieder eingeholt, und die Extra-Poſt zurückgeſchickt habe, hätte ſie doch die ganze Station zahlen müſſen.

Nur Bosheit kann es für Bosheit erklären, daß die Franzöſin auf gemeldete Weiſe länger als zwei Stunden ironiſch war. Hatte ſie nicht mit

der Zeit dazu (die Zögerung des Postwagens verschaffte sie), zugleich das Recht dazu erlangt? Was sie über verwandte deutsche Angelegenheiten pythisch sprach (der Glühweinnapf gab die delphischen Dünste), verschweige ich mehr unwillig als freiwillig. Ich half ihr mit größerer Hoachtung und weniger Geschicklichkeit in den Wagen, als ich ihr neun Viertelstunden früher heraus geholfen hatte. Der Bräutigam blieb zu Heilbronn zurück, aber sein Herz machte als blinder Passagier noch die ganze Nachtreise mit. Er hatte bald in den Gesichtszügen der schönen Französin mehr Unähnlichkeit als Aehnlichkeit mit seiner Braut gefunden, und seine Blicke sangen unter vollständiger Seufzerbegleitung die rührendsten Liebeslieder. Deutsche Mädchen könnten die Treue ihrer Liebhaber auf keine bessere Probe stellen, als wenn sie sie eine funfzig Meilen weite Reise auf einem vaterländischen Postwagen machen, und sie nach der Rückkunft schwören ließen, daß auf dieser Ulysses-Fahrt, nie eine Circe ihr Heimweh gemildert habe. Wenn sie nicht falsch schwören, dürfen sich die guten Mädchen wenigstens auf 52 Flitterwochen Hoffnung machen.

Eine Stunde hinter Heilbronn um Mitternacht hielt der Wagen auf freiem Felde still. Die Thüre wurde hastig aufgerissen, und eine fürch-

*

terliche Geſtalt, in langem Barte und Schwerdt an der Seite, drohte einzuſteigen. Der Neuvermählte ſchrie: Herr Jeſus! Seine Frau wollte ſchnell ihre Ohrringe abziehen, und kneipte mir mit den Worten: da lieber Herr! ſo fürchterlich ins Ohr, daß ich ſpäter mein zaghaftes Schreckgeſchrei verſchönernd in einen Schmerzesruf verwandeln konnte; die Franzöſin ſagte gelaſſen: Hätten wir nur eine Laterne (ſie hoffte, der Räuber würde ſie ſchonen, ſo bald er ſie ſähe); der Schreinergeſell blieb ruhig. Wir wurden es auch alle wieder, da der Conducteur erklärte, der Herr wolle ein wenig einſteigen, weil es ſchneie. Der Fußgänger, der, wie ſich ſpäter ergab, um ſich abzuhärten, gern in Winternächten reiſte, nahm den Bräutigams-Platz an der Seite der Franzöſin ein. Er verrieth bald durch Worte und Thaten, daß er ſich vor Kurzem aus einer Turnpflanzſchule geriſſen (einige Erde hing ihm noch an der Wurzel), und daß er ſich nach Ludwigsburg zu verſetzen gedenke, um dort Ableger zu machen. Als die Franzöſin ihre Sprache, die ſie keineswegs verloren, ſondern nur verſteckt hatte, wieder herbeigeholt, ließ der Turnſetzling das Wagenfenſter nieder und ſagte, er müſſe Luft ſchöpfen. Es werde ihm immer engbrüſtig, ſo bald er die Sprache des Erbfeindes höre. In

ſeiner baldigen Erziehungsanſtalt werde er zum Nutzen ſeiner Zöglinge, die das Franzöſiſche unglücklicher Weiſe früher kennen gelernt, als ihn, eine falſche franzöſiſche Grammatik und ein deßgleichen Wörterbuch drucken laſſen, damit ſie es daraus wieder verlernten. Auch dürften ſie nie eine Halsbinde tragen. Er kenne nichts, was die Stabilität der Zwingherrſchaft ſtärker ſchütze als jene beiden Dinge. Der verderbliche Einfluß der franzöſiſchen Sprache ſey Jedermann hinlänglich bekannt; die der Halsbinden aber weniger. Eine Halsbinde bilde eine unüberſteigliche Mauer zwiſchen Kopf und Herz, weßwegen beide nie zuſammen kommen könnten. Darum wären auch die Soldaten-Hälſe am engſten zugeſchnürt. Die Weiber, welche keine tragen, dächten gefühlvoller, und fühlten verſtändiger; ſie hätten ſtets Liebe im Kopfe, und liebten nie ohne vernünftigen Zweck. Die freien Griechen hätten nie Halsbinden getragen.

Die Franzöſin erfuhr früher aus den Handlungen, als aus den Reden des Turners (ſie verſtand das Deutſche wenig) daß er die Höflichkeit zu den Laſtern des Erbfeindes zähle. Wir männlichen Paſſagiere alle hatten ſich aus Rückſicht ihrer auf der ganzen Reiſe des Rauchens enthalten. Als ich mir hinter Heidelberg die erſte Pfeife

gestopft, wußte sie (noch hatte der Zunder im Kopfe nicht gezündet) ein vorläufiges Husten geschickt nachzumachen, und sagte: der Rauch mache ihr Reiz. «Sie haben dann einen Reiz mehr,» hatte ich ihr artig erwiedert. Sie faßte dankend den Sinn, ohne die Worte zu verstehen, wie man bemerken kann, daß selbst ein zweijähriges lallendes Mädchen lächelt, wenn man ihm etwas Schönes sagt. Aber es half mich nichts. Sie sagte: als Französin sey ihr Vaterland überall, und wie ich wissen werde, sey das Rauchen ausländischen Tabacks in Frankreich verboten. Ich mußte nachgeben. Aber der Turner bekümmerte sich nicht darum und dampfte. In Besigheim auf der Station führte die Französin Klage beim Posthalter, und berief sich auf ihren Heidelberger Postzettel, worin es heißt: das Rauchen ist untersagt. Der Turner zeigte einen Stuttgarter Postzettel vor, der ihm vor wenigen Tagen nach Heidelberg ausgefertigt worden, und worin es Art. 15. heißt: Das Rauchen aus wohlverschlossenen Pfeifen sey erlaubt; nun aber könne nicht geläugnet werden, daß es ganz der nämliche Weg sey, der von Heidelberg nach Stuttgart, und von Stuttgart nach Heidelberg führe. Der Posthalter wagte weder das badensche noch das würtemberger Landrecht zu beleidigen, und enthielt

ſich der Entſcheidung. Ich aber hatte einen glücklichen Gedanken. Ich trat ernſt vor den Turner hin, und ſprach: Wandersmann, die alten Deutſchen haben nie geraucht. Da warf er heftig die Pfeife zur Erde, umarmte mich, drückte mich an ſeine Bruſt, und ſprach: O Bruder! Darauf holte er aus dem Wagen einen Aſchenkrug, der auf dem Leichenfelde der 22ſten Legion in der Nähe von Mainz ausgegraben worden war. Daraus ſchenkte er mir Meth in ein Horn ein, und trank mir zu. Wir ließen die freundſchaftſtiftenden Poſtſtationen hoch leben. Kurz vor dem Einſteigen ſagte ich dem Teutonen: Bruder, du biſt ein Narr! Dir es mündlich zu beweiſen iſt jezt die Zeit zu kurz. Ich will es aber ſchriftlich in meiner Monographie der deutſchen Poſtſchnecke darthun. Er wolle ſich gedulden, ſagte er. Darauf fuhren wir weiter.

In Ludwigsburg frug ich den Conducteur: warum der ſchwerbeladene, nur mit zwei Pferden beſpannte Beiwagen dem mit vieren beſpannten Poſtwagen hart vorführe, wodurch der Lauf des lezteren nothwendig gehemmt werden müßte? Er antwortete: dieſes ſey nothwendig, die Hochfürſtlich Turn- und Taxiſchen fahrenden Poſtpferde hätten zu viel Feuer, und würden, um den Peitſchenhieben auszuweichen, zu arg rennen, wenn

man ihnen nicht, gleich den Soldaten beim Spitzruthenlaufen, ein gelaſſenes Hinderniß vorangehen ließ. Dieſes erfahre ich noch zur rechten Zeit, bemerkte ich. Ich hatte geglaubt, die Pferde gingen vorſätzlich aus unverzeihlicher Trägheit ſo langſam, und ich wollte in meiner wahrſcheinlichen Satyre über die vaterländiſchen Poſtwägen den Rath ertheilen, man ſolle den Gäulen vor dem Anſpannen einige Original-Fläſchchen von den ſo beliebten als magenſtärkenden Diabolini, mit welchen der Conditor Schnell in Frankfurt beſtens verſehen iſt, verſchlucken laſſen, damit ſie den Teufel in den Leib bekämen, und toll fortrennten, um eher zum Stalle in den Kreis der ihrigen zurückzukehren. Jezt aber ſind ſie überflüſſig, der Teufel und der Rath. Allerdings ſind ſie das, erwiederte der verſtändige Conducteur. «Sie glauben nicht, fuhr er fort, welche große Mühe eine hohe Vieh-Polizei hat, das Feuer der raſchen Thiere zu mäßigen, und wie wehe es ihr ſelbſt thut, den Mißbrauch der thieriſchen Freiheit nicht anders verhüten zu können, als durch das Verbot ihres vernünftigen Gebrauches. (Hier ſah ich den Wagen- und Paſſagier-Aufſeher mit dummen Augen an, und zog meine Fühlhörner vorſichtig in mein Schnekkenhaus zurück). Der, nicht blos mit Habe und

Gut der Einzelnen, sondern auch mit steuerpflichtigen Bürgern und Staatsgeldern reich beladene Postwagen würde in Trümmer gehen, wenn man den vorgespannten Pferden freien Lauf ließe. Nur durch die schwerfälligsten Postwagen sey dieser zu hemmen, weßwegen auch jeder Wagen, so bald er durch einigen Gebrauch abgeschliffener, geschmeidiger und leichter geworden wäre, sogleich ab- und dafür neue alte angeschafft würden, wie Sie sich am nächsten 8. December in Frankfurt überzeugen können, wo die Fürstlich Turn- und Taxische Haupt-Expedition fahrender Posten im Ramhofe, zwei für den Dienst nicht mehr verwendbare Diligencen, öffentlich an den Meistbietenden, mit Vorbehalt höherer Ratifikation Einer hochpreislichen General-Post-Direction, würde versteigern lassen. Jenen beiden Diligencen fehlt es aber an nichts als an Gewicht.»

In Ludwigsburg räumte der altdeutsche Nachzügler und Spätturner seinen Platz Nr. 6. einem Manne ein, der sehr niedergeschlagen schien, und in der hohen Postwagenversammlung nur Sitz und keine Stimme nahm. Erst eine Stunde später munterte ihn die Präsidial-Stimme (die der Französin) zum Reden und Klagen auf. Er sey ein Hutmachermeister, erzählte er, und in Ludwigsburg wohnhaft. Vor einigen Monaten

ſey er von der Wanderſchaft zurückgekommen, und habe bald darauf eine Frau und das Meiſterrecht genommen. Sein Schwiegervater, ein Weinwirth, habe ein glänzendes Hochzeitfeſt gegeben und die feinſten, gebildetſten Honoratioren, als ſtarke Hut-Conſumenten dazu eingeladen. Die Gäſte, als ſie ſpät am Morgen weggegangen, hätten ihren Dank nur ſtammeln können, ſo voll ſey ihnen Kopf und Herz geweſen. Zwei Tage ſpäter ſey ihm dieſer und jener der Hochzeitgäſte auf der Straße in den Weg gekommen, und da habe er mit mehr Verdruß als Erſtaunen bemerkt, daß ihn keiner bald mehr habe kennen wollen. Es hätte Niemand den Hut vor ihm abgezogen, und höchſtens habe man mit einer leichten Handbewegung ſeinen Gruß erwiedert. Darüber ſey er nun in keine große Verwunderung gerathen; denn auf ſeiner Wanderung habe er die vornehme Welt hinlänglich kennen gelernt, und erfahren, daß, wenn ſie es auch nicht immer verſchmäht, ſich mit den Geringern gemeinſchaftlich zu vergnügen, der Schlamm ihrer Geſinnung doch jedesmal wieder zum Vorſchein komme, ſo bald die Weinüberſchwemmung abgelaufen ſey. Er für ſeine Perſon habe im Herzen die Hochmüthigen verlacht, und ſeines Gewerbes eingedenk, die Höflichkeit gegen ſie verdoppelt, indem er ſeinen Hut, als

ſein ambulantes Waaren-Schild und Muſter ſtark vor ihnen geſchwenkt. Eines Tages, da er dieſen vor einem Gerichts-Aſſeſſor, und der auch bei ſeiner Hochzeit geweſen, beſonders tief geneigt, ſey jener zu ihm hingetreten, und habe erzürnt geſprochen: «Wie können Sie ſich unterſtehen, den Hut vor mir abzuziehen? Sie ſind ein Flegel, wiſſen Sie das?» Er, Hutmachermeiſter, habe dem Erzürnten kalt und unbeweglich, wie ein Schneemann nachgeſehen, und einer ganzen Viertelſtunde bedurft, um von den Straßenſteinen wieder los zu frieren. Selbſt ſeine Frau, die den Aſſeſſor als einen ſonſt lieben Menſchen gekannt, da er in ihrer elterlichen Weinſtube oft geſeſſen, habe geſagt, ſie könne nicht klug daraus werden. Aber noch am nämlichen Tage habe ſich das Räthſel gelöſt. Die Hutmacher-Geſchwornen hatten auf den Abend ſämmtliche Meiſter zuſammenberufen laſſen, und ihnen vorgeſtellt, daß dem Handwerke große Gefahr drohe. Die gebildetſten Stände der Stadt hätten ſich nämlich vereinigt, gemeinſchaftlich grob zu ſeyn, den Hut nicht mehr vor einander abzuziehen, ſondern ſich beim Begegnen blos ſtarr anzuſehen. Was in dieſer Noth zu thun ſey? Aber keiner habe Rath gewußt. Wie nun ſeitdem das Nicht-Hutabnehmen täglich zunähme, nehme der Hut-Verbrauch

täglich ab, und ſechs Brod- und Hoffnungsloſe Meiſter hätten ſich vorgenommen, nach Rußland auszuwandern. Er, Paſſagier, reiſe nach Stuttgart, um ſich einen Paß zu holen.

Die Franzöſin hörte dieſer Erzählung um ſo aufmerkſamer zu, je weniger ſie, der ihr fremden Sprache wegen, davon verſtand. Ich aber ſchämte mich der Albernheiten meiner Landsleute, und hütete mich, den Dollmetſcher zu machen. Ich log ihr eine unglückliche Liebe vor, und lockte dem guten Mädchen eine Thräne in die Augen. Den Hutmachermeiſter aber tröſtete ich. «Beruhigen Sie ſich, lieber Freund,» ſagte ich, «unſere deutſchen Landsleute ſind glücklicher Weiſe keine chroniſche Narren, ſondern nur akute, das Hutfieber wird bald vorübergehen. Kehren Sie nach Hauſe zurück, doch wollen Sie ſich von Ihrem Auswanderungs-Vorhaben nicht abbringen laſſen, ſo eilen Sie ſich wenigſtens nicht, indem Sie zu Fuße aus Deutſchland wandern, ſondern fahren Sie lieber im Poſtwagen, und ehe Sie die deutſche Gränze übertreten, wird ſich die Geſinnung der groben Geſellſchaft gebeſſert haben.» Meine Zuſprache blieb nicht ohne Erfolg, und als ich den Hutmachermeiſter aufmerkſam machte, wie ſehr durch das Rütteln des Poſtwagens die Hüte gequetſcht und abgenützt würden, man

habe ſie nun auf dem Kopfe, auf dem Schooße oder oben im Netze, ſo erheiterte ſich ſein Geſicht, und er ſagte, er bemerke dieſes mit Vergnügen, und die Beulen, welche die Hüte von den Schlägen des Wagens empfingen, wären wahre Peſt-Beulen für ſie, woran ſie ſterben müßten. Als ich ihn fragte, ob es für einen Hoch-Fürſtlich Turn- und Taxiſchen fahrenden Poſt-Paſſagier kein Mittel gäbe, ſeinen Hut unbeſchädigt zu erhalten, rieth mir der Schelm, ich ſollte ihn auf den Boden des Wagens ſtellen, und abwechſelnd den rechten und linken Fuß hineinſetzen, wodurch nicht allein der Hut unerſchütterlich, ſondern auch der Fuß warm gehalten würde, für welche Wärme die wenigen Strohhalme nicht genug ſorgten.

In Stuttgart zerbrach ich den ironiſchen Mantel, zog die Glocke in die Höhe, und ließ ſie frei ihre Jammertöne über vaterländiſche Poſtwägen in der Trinkſtube ausbrummen. «Herr Major,» ſagte ich, «hätte ich einen Säbel wie Sie, meine äſthetiſchen Flüche gehörig zu unterſtützen, hol mich der Teufel, ich haute ein, und es gäbe blutige Köpfe. Iſt der Paſſagier ein Narr jedes Poſtmeiſters, Conducteurs und Poſtillons, und muß er liegen bleiben, ſo oft es dieſen Herren gefällt, Wein zu trinken oder auszu-

ſchenken? Kommt man in ein Neſt, und trägt nicht Luſt, im Poſtwagen zu warten und zu frieren, umdreht der Eigenthümer des Ofens unſern ſchlotternden Leib, wie die Katze den Brei, und tauſend Fragezeichen im Geſichte zweifeln, was man befehle? Muß ein armer Paſſagier leben, wie die große Welt in Paris, und um Mitternacht Cottelets eſſen? In Zeit von 46 Stunden, worunter 14 nächtliche, habe ich 12 Schoppen Wein getrunken, und noch einige mehr bezahlt für den Conducteur. Wie weit iſt es, Herr Major, von Frankfurt nach Stuttgart? Alſo kaum 40 Stunden! und auf dieſem kurzen Wege, haben wir 15 Stunden Raſt gehalten. Ich bin von Strasburg nach Paris, und von Paris nach Metz auf der Diligence gereiſt, und hatte kein Sohlleder unter mir, ſondern gute Verviers-Mitteltücher, und auf dieſen beiden Reiſen zuſammen, hat ſich der Wagen nicht 10 Stunden aufgehalten. Iſt das nicht zum toll werden, nämlich das Erſtere? Iſt es nicht Schimpf und Schande, daß das Zuſammentreffen der Poſtwägen auf den Kreuzwegen ſo ſchlecht eingerichtet iſt, daß ich — ich erzähle es Ihnen jezt ſchon, Herr Major, ob es mir zwar erſt acht Tage ſpäter auf meiner Rückreiſe begegnen wird — daß ich in Bruchſal 24 Stunden liegen bleiben, und

auf den Straßburger Wagen warten mußte, bis ich weiter konnte nach Frankfurt? Warum giebt man den Reiſenden nicht wenigſtens Warte-Geld, gleich den quiescirenden Staatsdienern, bis ſie einen Platz und ihr Fortkommen finden? Wer verſtattet mir meine Auslagen für zwei Lagen Poſtpapier, die ich in Bruchſal zu dieſer Monographie verwendete, und, Herr Major — ich benutze dieſe Gelegenheit, mich zu unterrichten — warum nennt man feines Papier ſo uneigentlich Poſt-Papier? Ich weiß nicht, ob Sie die Abendzeitung leſen, Herr Major? dort erzählt Herr Mühlen in Nr. 33. dieſes Jahrgangs, die Anekdote von einem Sonderling, der viel gereiſt ſey. Auf dieſen Reiſen (wird erzählt) die er ſtets mit Extrapoſt machte, verurſachte ihm aber nichts ſo viel Aerger, als die Poſtmeiſter, Poſthalter und Poſtillone, und wenn er auf dieſe zu ſprechen kam, ſo war er unerſchöpflich in Sarkasmen und Schilderungen ihrer Rohheit, Habgier und der Langſamkeit auf den Stationen und im Fahren. Dieſer Antagonismus ſprach ſich auch in ſeinem lezten Willen aus. In ſeinem Teſtament hatte er Nachſtehendes verordnet. Nachdem er diejenigen namentlich aufgeführt, welche ſeine Leiche zur Ruheſtätte begleiten ſollten, hieß es: «Ich verlange ausdrücklich, daß die vorgenannten Per-

ſonen in, mit Extrapoſt-Pferden beſpannten Wagen, meiner Leiche folgen ſollen, und ſind die dießfälligen Koſten aus den zu meinem Begräbniß ausgeſetzten Summen zu beſtreiten; denn da es der Anſtand erheiſcht, daß ein Leichenzug feierlich und langſam vor ſich gehen muß, ſo werden die Poſtillione das Letztere unfehlbar am beſten ausrichten.» Hätten Sie, wie ich, die Abend-Zeitung geleſen, Herr Major, wären Sie nicht auch auf meinen nachfolgenden Gedanken gefallen? Man ſollte nicht die Leidtragenden, ſondern die Leiche ſelbſt, auf Hochfürſtlich-Turn- und Taxiſchen fahrenden Poſtwägen zum Begräbniſſe führen, damit ſie Zeit gewönnen, aus dem Scheintode zu erwachen, da, wenn in der Aſche des Lebens, nur noch ein Fünkchen glimmt, das Rütteln des Wagens, es zur Flamme anfachen müſſe. Wäre dieſes nicht eine ſehr gute ambulante Todtenſchau?

Nachdem ich mich auf dieſe Weiſe ſchlau zu revolutionären Aeuſſerungen verleitet hatte, ging ich eiligſt auf mein Zimmer, um alles, was ich von mir gehört, wie folgt zu berichten.

Herr geheimer Ober-Tugend-Director!

«Es war zum Glücke der Welt, daß ich nicht von Darmſtadt ſogleich wieder umgekehrt bin, ſie wäre ſelbſt umgekehrt worden die Welt, wenn ich es gethan hätte. Ich habe die Wurzel der

Verschwörung entdeckt, und halte sämmtliche Verschwornen, ihre Namen nämlich, in meinen Händen. Schon wollte ich mich ausser Acht lassen, da ich seit jener Turn-Uebung, wovon ich Ihnen früher berichtet, sonst keine verdächtigen Gesinnungen geäussert hatte, da habe ich mich noch zu rechter Zeit ertappt, und die Ueberzeugung erhalten, daß ich nicht allein des Verdachtes verdächtig, sondern höchst wahrscheinlich wirklich verdächtig bin. Zu Heilbronn im Falken belauschte ich ein Gespräch, das ich mit dem Ober-Kellner geführt, und das ich Stellenweise hierhersetzen will. Ich: Welche Zeit ist es? Kellner: Ich habe die Uhr nicht schlagen hören. Ich: Wo ist Ihr Herr? Kellner: Er sitzt dort am Tische und trinkt rothen Wein. Ich: Wo ist der Hausknecht? Kellner: Er liegt im Stalle und schläft. Ich: Wo kauft man Apfelsinen? Kellner: Bei Wolf auf dem Reismarkt. Ich: Bringen Sie mir Carbonnaden. Kellner: Die lezte Kohle ist ausgelöscht. Ich: So bringen Sie mir eine Hammelskeule... Der Herr, der Blut trinkt — der schlafende Knecht — der reissende Wolf in den Apenninen — die ausgelöschte Kohle — der Keil — Carbonari... Das war der eigentliche Sinn jener Unterredung, die kleinen heuchlerischen Abänderungen an den Worten konnten mich natür-

lich nicht irre machen. Die Vermuthung meiner carbonariſchen Umtriebe beſtätigte ſich in der Folge noch mehr. Ein Vertrauter, von dem ich mich in Stuttgart hatte beobachten laſſen, berichtete mir, der Poſtwagen-Conducteur habe irgendwo erzählt, er hätte mich gefragt, wo ich in Stuttgart einkehren wolle, und mir das Waldhorn empfohlen, worauf ich aber mit Haſtigkeit erwiederte: Nein, nein, ich logiere jedesmal im römiſchen Kaiſer, und werde auch dieſesmal dort logieren, ich laſſe nicht vom römiſchen Kaiſer. Sie werden, Herr geheimer Ober-Tugend-Direktor, von ſelbſt daraus entnehmen, daß ich meine Anhänglichkeit an die alte deutſche Reichsverfaſſung und das ehemalige Reichs-Oberhaupt hinlänglich an den Tag gelegt, und den verbrecheriſchen Wunſch, die Einheit Deutſchlands wieder hergeſtellt zu ſehen, offenbart habe. Weiter wurde mir berichtet, ich hätte bei Tiſche mit einem Franzoſen ſehr eifrig von jambon de Mayence, geſprochen, und wäre leichtſinnig genug geweſen, zu glauben, es werde keiner merken, daß ich den ehemaligen Mainzer Präfekten Jean Bon St. André im Sinne führe. Höchſt wahrſcheinlich iſt dieſer Napoleoniſche Präfekt nicht geſtorben, wie er vor einigen Jahren auszubreiten geſucht, ſondern präfektirt in Mainz heimlich fort.»

»Da ich auf dieſe Weiſe die Wurzel der Verſchwörung entdeckt hatte, ging ich ihrem Stamme und ihren Zweigen nach, und war ſo glücklich, die wichtigſten Entdeckungen zu machen. Die alta vendita der deutſchen Carbonari iſt in Ludwigsburg, und bereits hat ſie zu Tübingen, Stuttgart, Frankfurt und Offenbach Töchter-Logen errichtet. Statt der ausgelöſchten Kohle haben ſie, wegen Gleichheit der Farbe, den Hut zum Sinnbilde genommen, und ſie nennen ſich Brüder vom ſtandhaften Hute. Ihr geheimer Zweck iſt: Gleichheit, Liebe, Höflichkeit; öffentlich aber ſind ſie grob, und ſtellen ſich fremd gegen einander, um ſich nicht zu verrathen. Ihr Grundſatz iſt, die Welt ſey nicht wegen der Hutmacher auf der Welt, worunter ſie ſinnbildlich verſtehen, die Völker ſeyen nicht wegen der Regierungen geſchaffen; denn da der Kopf den Menſchen beherrſcht, ſo ſind die Hüte die Reſidenzen und Hauptſtädte der Menſchheit. Sie grüßen ſich nicht durch Hutabziehen, ſondern auf militäriſche Art, durch Winken mit der Hand. Ueber die Gefahr einer ſolchen Verbindung ſtimmen Sie gewiß mit mir ein, Herr geheimer Ober-Tugend-Direktor. Durch das Aufbehalten der Hüte werden die Köpfe warm gemacht, und welches Unglück erhitzte Köpfe über die Welt verbrei-

ten, haben wir genug erfahren. Die ſoldatiſche Begrüßungsweiſe iſt nichts als eine verſteckte Waffen-Uebung, und es iſt klar bewieſen, daß die Brüder vom ſtandhaften Hute eine heimliche Landwehr bilden. Es iſt dringend, dieſen carbonariſchen Umtrieben Einhalt zu thun. Nur allein durch die Mobilität der Hüte kann in Deutſchland die Stabilität der Köpfe erhalten werden.»

«Ich muß eiligſt den Bericht ſchließen; denn man meldet mir ſo eben, daß ich ausgehen werde, und ich muß mir nachfolgen, meine verdächtigen Schritte ferner zu beobachten.»

Der Ihrige.

«Nachſchrift. Da ich bemerkt habe, daß ich beim Trinken gern plaudere, ſo habe ich mir auf meine Koſten mehrere Male Wein vorſetzen laſſen, und bin ſo frei, die Rechnung der gemachten Auslagen Ihnen beifolgend zu überſchicken.»

Auf meiner Rückreiſe von Stuttgart nach Frankfurt, fuhr der Wagen mit lobenswerther Schnelligkeit. Schon wollte ich meinen ſatyriſchen Feldzug wieder einſtellen, dieſen gerechteren Krieg als die üblichen; denn er ſollte die Feinde dafür beſtrafen, daß ſie mit der Zeit nicht fortgingen. Aber unglücklicher Weiſe wurden zu Bruchſal die

verſäumten Verſäumniſſe nachgeholt. Ich mußte 24 Stunden dort liegen bleiben. Da ließ ich mein Kriegs-Manifeſt ergehen und rückte vor. Dem Turner aber ſchrieb ich in der Eile folgende Zeilen nach Ludwigsburg.

Trübſal, den 9. Nov. 1820.

Bruderherz!

In Beſigheim verſprach ich, dir ein anders Mal zu beweiſen, daß du ein Narr biſt, aber du mußt dich gedulden; denn ich bin gegenwärtig ſehr beſchäftigt, da mein Vortrupp noch in dieſer Stunde ins Tariſche einrückt. Nur ſo viel ſey dir geſagt: Du biſt kein Hofnarr aber ein Volksnarr, und das iſt ſchlimmer; denn das heißt, aller Leute Narr.

Der Ort, wo ich mein ſchreibendes Hauptquartier aufgeſchlagen habe, heißt Bruchſal, aber mir iſt er ein Trübſal und Scheuſal. Wenn die Verzweiflung Witz giebt oder nimmt, ſo werde ich hier ein Voltaire oder eine Cretine. Ich möchte aus der Haut fahren, wäre nur eine Oeffnung groß genug mich durchzulaſſen, da ich ganz geſchwollen bin vor Wuth. So einen geſchlagenen Hund, wie ich, gab es noch nicht. Nur zwei Wünſche habe ich jezt. Erſtens, wünſche ich, daß

zehen tauſend Millionen Donnerwetter in das verfluchte Neſt ſchlügen, und zweitens, wünſche ich das nämliche noch einmal.

Ich gehe zu ſtreiten für die gute Sache. Falle ich, ſo laſſe deine Jungen, jedes Jahr an meinem Sterbe-Tage, einen Burzelbaum über meinen Grabes-Hügel ſchlagen. Lebe wohl, Bruderherz.

VIII.

Ankündigung der Wage.

(1818.)

Wer mag wohl ohne Lächeln oder Schmollen, die Ankündigung einer neuen Zeitschrift in die Hände nehmen? Auch der gutmüthigste Leser nicht, wenn er ein Deutscher ist. Denn diesem erscheint das lange Aussprechen über vaterländische Dinge nicht als das nothwendig fortdauernde Athmen eines gesunden freien Geistes, sondern als das Stöhnen einer beengten Brust, welches Bedrückung verräth, und als Zeichen eines Uebelbefindens unerfreulich ist. Die Klagen der öffentlichen Redner, welche die Oberflächen aller Verhältnisse überziehen, dünken dem Deutschen nur der Schimmel zu seyn, der sich unsern verdorbenen Einrichtungen angesetzt hat und die als Werk der Fäulniß seine Trauer erregen. Den Lesern solcher Gesinnung ihren Wahn zu entziehen, als solle eine Zeitschrift nur als Sekunden-

zeiger an einer Uhr dienen, um den ungeordneten Puls des Staates zu verrathen, nicht aber als das Triebwerk selbst, welches die Gänge der Zeit regelmäßig erhält und ihre Fortschritte abmißt, — dieses zu thun wird ein künftiges Bestreben der hier angekündigten Blätter seyn. — Aber es giebt auch Andersdenkende, welche die Lust und Würde des freien Wortes besser erkennen, und dennoch mit Ueberdruß die Zahl der Tagesblätter wachsen sehen, weil deren nur wenige, von der breiten staubigen Landstraße abweichen, durch anmuthigere Pfade ziehen, und die Langeweile dabei nur dann unterbrochen wird, wann die auf einem Wege, aber nach entgegengesezter Richtung Wandernden sich begegnen und mit den Köpfen aneinander stoßen. Mit diesen leztern möchte ich mich sogleich verständigen und darzuthun suchen, daß eine Zeitschrift auch ohne eigenthümlichen Werth, und welcher weiter nichts gelänge, als die Vermehrung der schon Bestehenden, dennoch von Ersprieslichkeit sey.

Und wahrlich so ist es! Wie zahlreiche Straßen und Kanäle, die durch das Gebiet eines Landes kreuzen, immer für Anzeichen eines gutgeordneten und reichen Staates gehalten worden, da viele Wege auf häufige Bewegung deuten, und durch sie große und mannichfaltige Kräfte sich verkün-

den, so zeigt es nicht minder von einem lebhaften Umtausche der Gedanken, wenn ihrer freien und schnellen Mittheilung viele Wege offen stehen.

Wenn ein Zeitschriftsteller auch nur der Fuhrmann der Wissenschaft und der Geschichte wäre, bliebe er doch ein ehrenwerther Mann; aber er ist mehr als das. Er reicht uns das Gefäß, das unentbehrlich ist, um an der Quelle der Wahrheit für den Durst des Augenblicks zu schöpfen.

Denn die Ausbeute edler Wissenschaft durch mühsame Forschung aus der Tiefe des menschlichen Geistes zu Tage gebracht, liegt oft in verborgenen Gemächern lange Zeit unberührt, dem Besitzer ohne Lust und Vortheil, dem Entbehrenden unbekannt oder unzugänglich, und so geschieht, daß viele, in klar gewordenen oder dunkeln Bedürfnissen, mitten unter ihren Schätzen darben. Alles Wissen ist nicht mehr als das Metall, womit sich das Leben bezahlt; für sich ungeniesbar, giebt es nur Anweisung auf Genuß, und erst durch Hingeben empfängt man seinen Werth. Aber die Barren der Wahrheit, von Reichen an Geist in großen Werken niedergelegt, sind nicht dienlich, um die kleinen täglichen Bedürfnisse der Unbemittelten damit zu vergelten. Diese Brauchbarkeit hat nur das ausgemünzte Wissen.

Die Zeitſchriften ſind es, welche dieſe Münzen bilden; von der Ausbeute der Erkenntniß geprägt, unterhalten ſie den Wechſelverkehr zwiſchen Lehre und Ausübung. Nur ſie führen die Wiſſenſchaft ins Leben ein, und das Leben zur Wiſſenſchaft zurück. Auch ihre tadelnswerthe Seite mag nicht unberührt bleiben. Die Gutgeſinnten mögen, um dem übelwollenden Spotte zuvorzukommen, freiwillig eingeſtehen, daß Zeitſchriften, ſo wenig als Münzen zu ihrer Haltbarkeit der Beimiſchung unedler Metalle entbehren können; aber nichts entwürdigt eine Sache was ihre Brauchbarkeit vermehrt. Wahrlich das Kupfer, das durch Tagesblätter unter das Volk gebracht wird, iſt mehr werth, als alles Gold in Büchern. Wenn auch manche Wahrheit nur mit Irrthum vermiſcht ausgebreitet, und ein richtiges Urtheil oft nur Eingang finden kann, wo es an Vorurtheil ſich knüpft, ſo wird doch endlich das Untaugliche zu Boden ſinken, und das Gute allein ſich empor halten. Konnte doch die Vaterlandsliebe der Deutſchen ſich nur an einem ungebührlichen Haſſe gegen ein fremdes Volk entzünden, und lodert nicht jezt die ſchöne helle Flamme gereinigt fort, nachdem der ſchmutzige Schwamm der ſie erzeugte, ſchon längſt verglommen iſt?

Im deutſchen Lande war der Baum der Erkenntniß eine ehrwürdige Eiche, die dem müden Menſchen Schatten, aber der hungrigen Seele keine Speiſe gab, und die Kunſt war eine Blumenflur, die nur das Aug ergötzte. Reicher an Quellen des Wiſſens iſt wohl kein anderes Land, und dennoch dürſtet das Volk; denn die Wünſchelruthe, welche jene zu Tag bringt, iſt in den Händen der ſchuldbewußten Furchtſamen, die in den ſturmbewegten Wellen, welche das ſchlechtgeſteuerte Schiff verſchlingen, und in dem Labetrunke im Becher, nur die anverwandten Waſſertropfen ſehen. Wenn Kinder glücklich ſind, die im engen Gehäuſe der Gegenwart lebend, weder Vergangenheit noch Zukunft kennen; wenn der Blinde glücklich iſt, der die Blitze am Himmel nicht fürchtet, weil er ſie nicht ſieht; wenn der Buchgelehrte glücklich iſt, den in ſeinem Treibhauſe der Wiſſenſchaft, die kalte friſche Luft der Welt nicht berührt — dann waren es die deutſchen Völker auch. Wenn aber nur der glücklich iſt, der alle Kräfte, die er ſich fühlt, gebrauchen und in das große Triebwerk des bürgerlichen Lebens der Menſchen immer den Blick richten und wenn es Zeit iſt auch eingreifen darf; und wenn der nicht glücklich iſt, der wie in einer Uhrwerkſtätte immer nur Zeiger, nur Federn, oder nur

Zifferblätter gedankenlos zu machen hat — ſo waren es die Deutſchen auch nicht.

Sie ſind auf dem Wege es zu werden. Für wen die Geſchichte arbeitet, weiß keiner vorher zu ſagen, aber wer am meiſten dabei gewann, für den hat ſie gearbeitet. Und wer möchte den Bemühungen der dreißig lezten Jahre mehr abgewonnen haben als unſer Vaterland, das am meiſten zu erwerben hatte, weil es am wenigſten beſaß?

Die Ausſagen der Zeit zu erlauſchen, ihr Mienenſpiel zu deuten, und beides niederzuſchreiben, wäre ein ehrenvoller Dienſt, ſelbſt wenn er nicht gefahrvoll wäre. Daß er auch dieſes iſt, vermehrt ſeinen Reiz, und nur die Schwachheit vermag einer ſolchen Lockung zu widerſtehen. Die Menſchen haben Furcht, als wären ſie Geſchöpfe von nur augenblicklicher Dauer. Darum unterbleibt ſo vieles Gute, in Worten wie in Thaten.

Zu jenem Dienſte ſind noch lange nicht genug berufen, und doch iſt ſo vieles daran gelegen, daß die Zeitſchriften ſich vermehren; ja oft wäre zu wünſchen, daß die Tagesblätter in Stundenblätter auseinander gingen, damit nichts überhört werde und verloren gehe. Der beobachtenden Blicke können nie zu viele, und die Berichte des Geſchehenen nicht zu häufig werden. Die Ent-

wickelungsstufe über welche jezt die Menschheit schreitet, bringt Verborgenes hervor, das sich schnell wieder bedeckt, so bald die Stufe erstiegen ist, und erst nach Jahrhunderten des Stillstandes, wenn das Menschengeschlecht von neuem einen Schritt macht, wieder erscheinen wird. Wie dort, wo dem Leben Gefahr droht, seine Geheimnisse hervorspringen, und in den Erscheinungen der Krankheit sich uns die Gesetze des Wohlbefindens offenbaren, so müssen wir an den Gebrechen dieser Zeit, die Regel ihrer Vollkommenheit lernen, und um den innern Bau der bürgerlichen Gesellschaft zu erforschen, schnell, ehe sie sich schließen, durch ihre offnen Wunden sehen.

Die Wage, als ein Tagebuch der Zeit, soll nichts unbedacht lassen, was die Theilnahme der Verständigen und Gefühlvollen besitzt oder verdient. Sie wird besprechen: das bürgerliche Leben, die Wissenschaft und die Kunst, vorzüglich aber die heilige Einheit jener Drei. Denn nicht die Kraft und Bewegung des ersten, nicht die Fruchtbarkeit der andern, nicht die Blüthe der dritten, vermag für sich allein die Menschheit zu beseligen; nur ihre Verbindung kann es. Und das ist's, was das gegenwärtige Geschlecht, an Glück und Bedeutung über das Vergangene erhebt, daß es Arbeit und Arbeit,

Luſt und Luſt nicht mehr ſo feindlich theilt, und die Toga des Bürgers zugleich das Feierkleid des fröhlichen Menſchen, und das Hausgewand des ruhenden Vaters ſeyn darf.

Woher es komme, daß wir ungleich den Völkern des Alterthums, uns der Meinung unterworfen haben, daß das menſchliche Daſeyn zur Knechtarbeit beſtimmt, daß die Freude nur die vergängliche Blüthe, nicht die dauernde Wurzel des Lebens ſey, daß wir nur genießen um zur Entbehrung neue Kräfte zu ſammeln, der Zukunft jede Gegenwart aufopfern, und dieſes bis in die Ewigkeit hinüber rechnend — woher alle dieſer Jammer fließe — dies in wenigen Worten zu ſagen wäre gefährlich, und fruchtlos iſt's, wo man ſich verſtändlich zu machen vieler Worte bedarf. Aber wahrlich, ſeitdem uns des Lebens Spiel nicht heilig mehr erſcheint, iſt uns das Heilige zum Spiel herabgeſunken. Das glücklichſte aller Völker bei dem jene düſtere Lebensanſicht am wenigſten vorherrſcht, und das den alten Griechen am meiſten gleicht, iſt das franzöſiſche. Wer in ſeinen Zeitſchriften lieſt, wie auf derſelben Blattſeite, Talma's Spiel auf der Bühne, und das der Miniſter in den Kammern, beides mit gleichem Ernſte und gleicher Heiterkeit beſprochen wird; der Deutſche der dies wahrnimmt

und nur lächelt, nicht trauert, der weiß es nicht welch einen Vorſprung die Franzoſen vor uns haben, die wir immer nur plötzlich und mit Gefahr der Geſundheit, aus dem umſchloſſenen gewärmten Tempel der Kunſt, in die kalte Zugluft des bürgerlichen Lebens übertreten.

Die Kunſt, welche das Geſchöpf zum Schöpfer erhebend, und indem ſie das Leben ein- und fortpflanzt, allen Weſen die ſie beſeelt, Unſterblichkeit giebt, hat vor dem Kriege des Himmels mit der Erde, und des Ewigen mit der Vergänglichkeit, ſchon längſt ſich und alle ihre Habe geflüchtet. Als die Griechen noch Götter und Helden beſaßen, hatten ſie Tempel und Bildwerke für beides. Als im Mittelalter, in den Staaten Italiens ein kräftiges und üppiges Bürgerleben ſich entfaltete, und die Nacht des Wiſſens durch den Stern der Religion erhellt ward, da entblieben die Dichter und Maler auch nicht. Wie aber könnte Bildnerei bei einem Volke ohne Umriß und öffentliches Leben und Malerkunſt da gedeihen, wo Philoſophie mit dem Glauben kämpft? — Die deutſche Dichtkunſt liegt im Dämmerſcheine; ob es Morgen- oder Abenddämmerung ſey — ich weiß es nicht. Schöne rothe Streifen am Himmel reden für beides. — Die Tonkunſt iſt die einzige deren die Deutſchen Meiſter ſind, und

worin sie den übrigen Völkern es zuvor thun. Den Verstand der Franzosen mit dem Gefühle der Italiener verbindend, ist die deutsche Musik plastisch und malerisch, Geist und Herz finden gleiche Befriedigung in ihr, und man braucht in ihrem Genusse nicht dem Himmel um der Erde willen zu entsagen. Könnten die Deutschen in Tönen reden und nach diesen Worten auch handeln, sie wären das erste aller Völker, und würden vielleicht sich selbst achten. Da Werke auch verschiedener Künste wohl mit einander verglichen werden dürfen, weil die Darstellung des Gottähnlichen im Vergänglichen das gemeinschaftliche Streben Aller ist, so mag die deutsche Tonkunst ihren Mozart, kühn an die Seite Raphael's, Shakspeares und Canova's stellen.

Diesen Künsten soll in der Wage ein Platz angewiesen werden, welcher der Würde, die sie im öffentlichen Leben der Deutschen genießen, angemessen ist.

Die Schauspielkunst zeigt jezt in Deutschland einen raschen Lebenstrieb, und der Volksthümlichkeit bald vorgehend bald nacheilend, verdient sie eine hohe Aufmerksamkeit. Deren Gänge und Halte wird diese Zeitschrift nie aus dem Blicke verlieren. Es ist nicht blos der Kunstsinn und das Gefühl für's Schöne, die sich an der Beurtheilung dramatischer Werke und ihrer Dar-

ſtellung auf der Bühne üben, es treten noch andere Dinge hervor, welche hierbei die Theilnahme feſſeln. Das ſtehende Schauſpiel eines Orts iſt ſelten beſſer, nie ſchlechter als die Zuhörer darin, und ſo wird es die höflichſte Art einer lieben Bürgerſchaft überall zu ſagen was an ihr ſey, daß man über ihre Bühne ſpreche.

Die Wiſſenſchaft, dieſes Meer wohin alle Ströme des Lebens fließen, hat lange nur einige Küſtenſtriche d.r menſchlichen Wohnſtätten beſpült, und das große Feſtland trocken gelaſſen. Aber in den Stürmen und Erdbeben unſerer Zeit wurden oft die Ufer durchbrochen und Waſſerzungen in das Land hinein geführt. Aus dem Ozean ſelbſt haben fruchtbare Inſeln ſich erhoben, die herrlich grünen und blühen. Die deutſche Wiſſenſchaft glich auch darin dem Meere, daß ſie geſalzen und ungenießbar war; doch haben wir in unſern vielen Nöthen, die Deſtillation des Meerwaſſers für den Trank etwas erlernt, und ſeitdem ſind unſere Fahrten fröhlicher geworden. Man ſagt, die Wiſſenſchaft in Deutſchland habe an Tiefe verloren; es mag ſeyn, aber ſie hat an Ausbreitung gewonnen. Die durch Dünger getriebene Gelehrſamkeit der Kunſtgärtnerei zieht den Blick nicht ſo heiter an als die ins Freie gepflanzte Wiſſenſchaft, durch deren Zweige der

frische Hauch des öffentlichen Lebens weht. Aus dem Leipziger Meßverzeichnisse, dem schönsten unter allen in Deutschland erscheinenden Büchern, ersieht man mit Freude, wie der vaterländische Sinn immer mehr und mehr heranwachse, und selbst die entferntesten Wissenschaften herbeieilen, das Bürgerthum zu begrüßen.

In unserer Zeitschrift sollen die vorzüglichsten Werke der vaterländischen Wissenschaft, jene zumal, die von bürgerlichen Dingen handeln, beurtheilt werden, und damit keine Einseitigkeit der Kritik sich geltend machen könne, wird man die Aussprüche von Männern verschiedenartiger Ansichten, zu erlangen suchen.

Auf das bürgerliche Leben endlich, in welchem die verschiedenen Kräfte der menschlichen Natur sich vermählen und fruchtbar werden, wird unser Blick und Sinn, wie die Zeit selbst es thut, am häufigsten gerichtet seyn. Hätten die, welche alle Macht besaßen, die Befriedigung eines natürlichen Triebes nicht so lange verwehrt, dann wäre dieser gesunde Trieb nie in eine krankhafte Sucht ausgeartet. So mögen sie denn ihre unbeschreibliche Angst, als Strafe ihres Vergehens in Demuth tragen.

Nämlich: Narren von Philosophen hatten das Menschengeschöpf ganz drollig in ein dreistöckiges

Haus abgetheilt, und Staatsbaumeiſter dieſen willkommenen Plan ſchnell und ſchadenfroh ausgeführt. Unten ſolle das Vieh wohnen, über ihm der Menſch, nächſt dem Dache der Bürger. Dieſe verſchiedenen Bewohner Eines Hauſes lebten lange in ſtiller Feindſchaft und offnem Hader. Wenn das Erdgeſchoß knurrte und biß, ließ der Fromme über ihm ſich in Sittenpredigten vernehmen, und die Memme im dritten Stocke verſteckte ſich und keifte aus ihrem Schlupfwinkel hervor. Die ſchlaue, immer wache und lauernde Zwingsherrſchaft benutzte dieſen Streit, um jeden allein nach ſeiner Art zu bändigen, was nie gelungen wäre, wären die Hausbewohner einig geblieben. Dem Thiere gab ſie zu eſſen oder machte es durch Hunger zahm; den Menſchen umhüllte ſie mit den Wolken des Aberglaubens, dieſe für den Himmel erklärend; den Bürger ſchreckte ſie. So regierte man Jahrhunderte lang die Menge nach Willkühr, blos weil jeder einzelne Menſch mit ſich ſelbſt zerfallen war. Da geſchah es zu unſerer Zeit, daß unter dem Dache jenes Hauſes Feuer ausbrach, und deſſen Erdgeſchoß durch Ueberſchwemmungen litt. Die Zerſtörung des Gebäudes unten und oben nöthigten nun das Thier und den Bürger zum Menſchen ihre Zuflucht

zu nehmen, und seitdem wohnen sie zum Aerger der Bösen friedlich in einer Stube beisammen.

Der Zwist der Hausgenossen ist geschlichtet, der Staatsbewohner ihrer dauert fort. Dem geendigten Waffenkriege, der fünf und zwanzig Jahre die Länder Europens durchzog, folgte was ihm vorhergegangen war, ein Krieg der Meinungen. Dieser Kampf wird nur gefährlich wenn er dafür geachtet wird: es ist sonst nichts zu fürchten als die Furcht. Daß nach heftigen Stürmen die aufgeregten Wellen nicht gleich besänftigt fortfließen ist in der Ordnung der Dinge, und besser ist es, daß die überspannten Gemüther durch mäßige Anstrengung zur Ruhe übergehen, als plötzlich zur Abspannung überspringen.

Wie die Zeitschriftsteller diesen Meinungskampf über Angelegenheiten des bürgerlichen Lebens, zu beobachten, und seinen abwechselnden Erfolg zu berichten hätten, darüber ist mehr gesprochen als gedacht worden. Eine falsche Ansicht hat die andere verdrängt, aber die größte Betrügerin hat den Platz behauptet: die Lehre nämlich, daß der heftige Gedankenkrieg, der jezt herrsche, von den Schriftstellern selbst, erst angefacht, dann unterhalten, dann beschrieben worden, und es wäre alles ruhig geblieben ohne sie. Es ist als sage man, der kranke Mensch werde von al-

len ſeinen Schmerzen geheilt, ſo bald man ihm den klagenden Mund verbände. Einem ſolchen Wahnwitze gegenüber ſtill zu ſchweigen, iſt leichter als nur gelaſſen zu eifern. Doch auch zu leztern iſt hier der Ort nicht, und es ſoll nur geſagt werden, was als Vorbereitung Noth thut.

Mancher Tadel ſchon hat diejenigen getroffen, die über unſere bürgerlichen Einrichtungen öffentlich ſprachen. Die Schriftſteller, diesmal im Beſitze der Uebermacht, haben die Vorwürfe, die ſie empfingen, zürnend und kräftig zurückgeworfen. Der Streit iſt nicht ohne Verwicklung, doch bedarf es mehr Gerechtigkeit als Schlauheit, um den Richterſpruch zu fällen. Mir, der ich jezt eben ſelbſt auf die Seite der Angeklagten trete, ziemt keine Entſcheidung hierüber. Sie bleibe dem Leſer überlaſſen, und zu deſſen Richtſchnur werde einiges hier mitgetheilt, von dem was dieſe und von dem was jene ſagen.

Man kann von dem Schriftſteller nicht fordern, daß er ohne Haß und ohne Liebe ſey, und über alle Wolken der Selbſtſucht erhaben, die Gewitter nur unter ſich wahrnehme. Wie ſollte er allein von den Banden der Eigenliebe frei bleiben, und nicht auch manchmal in dem Geſetze ſeines eigenen Vortheils, die Regel der Weltordnung zu ſehen glauben? Aber das mag jeder-

zeit von ihm verlangt werden, daß er der Möglichkeit jenes Einflusses sich bewußt bleibe, und nicht keck und unbesonnen, auf die Unfehlbarkeit seiner Ansichten trotze. Daß er sie gegen Jeden zu verfechten und geltend zu machen suche ist nicht unrühmlich, weil es für den Ernst der innern Ueberzeugung spricht. Aber, wer den Fehdehandschuh herausfordernd hingeworfen hat, darf keinen Kämpfer zurückweisen, und, wie es oft geschieht, seine aus selbstbewußter Schwäche entspringende Furcht, hinter eine angenommene Geringschätzung verbergen. Es gibt in Deutschland auch nicht eine Zeitschrift, welche so unparteiisch wäre, daß sie die ihr feindlich begegnenden Meinungen nicht blos dann aufnimmt, wenn sie erprobt hat, daß sie sie schlagen werde, sondern es auch thäte, wenn der Sieg zweifelhaft oder dem Sieger geblieben ist. Sie nehmen immer nur die Leichen ihrer Feinde mit prahlerischer Großmuth gastlich auf. Der Sklave seiner eigenen Meinung trägt auch schimpfliche Ketten; man soll nicht der Diener der guten Sache, sondern ihr Freund seyn. Es giebt nur eine verwerfliche Meinung, die verwerfende, welche keine andere als die ihr gleichen, duldet. Eine Zeitschrift müßte jeder Ansicht offen stehen, und einer schädlichen oder dafür gehaltenen den Platz zu versagen, ist eben

ſo unverſtändig, als es wäre, aus der Naturgeſchichte die Lehre der Giftpflanzen und biſſigen Thiere verdrängen zu wollen. In der Wage ſoll jede Anſicht, auch wenn ihr der Herausgeber nicht gewogen iſt, dennoch eine willige Aufnahme finden; ja ſie ſoll ſehr willkommen ſeyn, weil am Widerſpruche die Wahrheit erſtarkt. Nur möge man es nicht als einen Verrath an der Gaſtfreundſchaft anſehen, wenn der Wirth ſelbſt, das, was ihm an ſeinen Gäſten nicht behagt, freimüthig tadelt, oder geſchehen läßt, daß es Andere rügen.

Was zu verſchiedenen Zeiten nicht unedle Menſchen behauptet haben, wiederholen die Schlechten unſerer Tage gern und oft: daß das Wiſſen ſeine Wendekreiſe habe, über welche hinaus Geiſt und Herz verkohle, und daß die glücklichſten Völker im gemäßigten Klima der Zweifel wohnen. Vielleicht iſt Wahrheit in dieſer Lehre, denn auch in den ſchönſten Sonnentagen der Geſchichte, haben Prieſter und Tempel ein noch ſchöneres Licht ſtets vor der Menge bewahrt. Aber wäre dies auch, wie weit entfernt von der heißen Zone des Wiſſens iſt noch jezt die europäiſche Menſchheit, und wie lau und ſanft iſt all ihr Wollen und ihr Thun. Darum ſey man unbeſorgt, froh des heranbrechenden Völkerfrühlings, und fürchte nicht die Bewegung im Freien. Sie hat nur allzulange

gedauert die Alleinherrſchaft des geheizten Ofens, die drohend oder liebkoſend die frierenden Bürger in der Staatskinderſtube zurück gehalten hat, und die verdunſtete Luft darin war ganz unerträglich geworden.

Nach Jenen kommen die Schwächlinge, die jedes Wort, das nicht geliſpelt wird, wie ein Donner aufſchreckt. Sie ſagen Euch leiſe, ganz leiſe ins Ohr: es wäre freilich nicht alles wie es ſeyn ſollte; aber ſie bäten höflichſt keinen Lärm zu machen, der ſtillen Lehre wolle man in der Stille folgen. Habe ja längſt die Sitte auch für die Meinungskriege, an die Stelle eines wilden Handgemenges den Gebrauch anſtändiger Kunſtwaffen geſezt! — So reden ſie. — Aber wißt Ihr, welche am meiſten ſich auf die Erfindung des Pulvers berufen? Diejenigen, die am wenigſten an dieſer Erfindung Theil haben. Sie wollen ihre Schwäche hinter Menſchlichkeit, und ihre Furcht hinter den Anſtand verſtecken. Es iſt wahrlich gut, daß der Geiſt des Menſchen ſeine urſprüngliche Naturkraft wieder gebrauchen lerne, und die Berechnungen der tückiſchen Feuergewehre zu Schanden mache. Wahr iſt's, auch im Streite der Meinungen giebt es Waffen, deren Gebrauch, in Kriegen das Völkerrecht, in Zweikämpfen die Ehre verbietet; es giebt öffent-

liche Redner, die entweder mit vergifteten Pfeilen die Rache der Heimtücke üben, oder mit Prügeln den Fauſtkampf der Gemeinheit durchfechten. Dieſen nicht gleich zu ſeyn iſt nicht einmal rühmlich. Der Herausgeber wird ſich ernſtlich bemühen, die Wärme der Leidenſchaft ohne ihre Ungebührlichkeit ſich anzueignen, und Gott gebe, daß ihm dieſes Beſtreben für gelungen angerechnet werde, denn gar verſchieden ſind die Deutungen der Menſchen! Aber die Preßfreiheit in ihren jetzigen Flegeljahren hat Unarten milderer Art. Auch ſie vermeiden iſt gut, ſie entſchuldigen iſt beſſer, und das Beſte ſie ganz unſchuldig finden. Man denke nur daran, daß es eine Zeit gab, wo Kinder artig genannt wurden, wenn ſie ſteif wie Wachskerzen um den elterlichen Tiſch ſaßen, und Meſſer und Gabel wie nach dem Takte der Galeerenruder an den Mund brachten, und daß damals die Erziehung gleich einer garſtigen Raupe die ſchönſten Blüthen der Jugendjahre abfraß. Man ſey dieſer Vergangenheit eingedenk und wolle dem aufblühenden deutſchen Volke, aus Grämlichkeit und mißverſtandener Liebe die Spiele nicht verderben, welche die beſte Schule für den männlichen Ernſt iſt.

Ueber die Freimüthigkeit, welche demjenigen, der über bürgerliche Angelegenheiten des Vater-

landes und fremder Staaten öffentlich urtheilt, zieme oder nicht, sey mir noch ein freundlich ernstes Wort verstattet. Ich hoffe mit Männern zu reden, bei denen eine kindische Geisterscheu nie Eingang fand, und welche kein Rauschen der Blätter erschreckt. Das lange Stubenleben hat die Deutschen dem öffentlichen entwöhnt, und das beständige Tragen von Schaafs- und Wolfspelzen hat Niedere und Vornehme, gegen den Eindruck jedes Lüftchens empfindlich gemacht. Sie haben eine unüberwindliche Aengstlichkeit den Gegenstand ihres Tadels genau zu bezeichnen und kenntlich zu machen. Sind sie etwas betrunken, dann machen sie die Augen zu, nehmen einen Anlauf, rennen in die dickste Gefahr hinein, und sagen — Herr Esel! Aber, Herr Sempronius Esel zu rufen, dazu hat ihr Muth nie hingereicht. — Hat doch selbst der heldenmüthige Ankündiger dieser Zeitschrift nicht eher gewagt den Namen Sempronius hineinzuschreiben, als bis er sich überzeugt, daß er nicht im Kalender stehe. — Wohin führt aber jene Scheu, nichts Schlechtes bei seinem Vornamen zu nennen, sondern höchstens dessen Familiennamen zu gebrauchen? Da die Familie der Esel sehr groß ist, so werden die Tadler bei ihrer Vorsicht zwar nicht beunruhigt, aber es wird auch nichts gebessert

und alles bleibt beim Alten. Es zeigt einen großen Mangel an Hochherzigkeit, wenn man keinen Tadel zu geben oder zu empfangen verſteht. Wer ſich einer Tugend bewußt iſt, ſpricht den Tadel ohne Aengſtlichkeit aus, weil er ihn ohne Demüthigung anhört; aber bei ſelbſtbewußtem Mangel irgend einer Tüchtigkeit, fühlt man ſich durch jede Schwäche entmuthet, und durch ihren Vorwurf entehrt.

Sie kommen und ſagen: man möge tadeln ohne zu reizen, man möge Wunden heilend berühren ohne wehe zu thun, man möge belehren doch unter der einfältigen Maske der eigenen Wißbegierde. Sie fordern viel und es iſt ſchwer ſie zu befriedigen. Wie man in einem vom Sturme bewegten Schiffe, mit Zierlichkeit ſtrauchle oder falle, dies lehrt und lernt kein Veſtris. Und von den Herolden der öffentlichen Meinung, die ſchon ſeit vielen Jahren ſchwindelnd ſchnell um die ganze Windroſe kreiſt, von den Klägern des allgemeinen Wehes wagt man zu fordern, daß ſie ſich höflich verneigen, wenn der Boden unter ihnen wankt, daß ſie behutſam zwiſchen die faulen Eier gehen, und an jede Thür leiſe anklopfen ehe ſie ſie öffnen? Beſcheidenheit und immerfort Beſcheidenheit! Aber die Natur giebt ihre Noth durch einen Schrei zu erkennen, und nur auf

der bretternen Bühne ſingt der Schmerz in A moll.

Wenn es Männer giebt, die auch im Kriege der Gedanken Muth mit Anmuth verbinden, und gleich Spartern geſchmückt und unter ſüßen Flötentönen die ernſte Schlacht beſtehen, ſo ſind ſie wahrlich vor allen zu ehren. Aber ſo hochbegabt mögen nur wenige ſeyn, und der Herausgeber dieſer Blätter gehört nicht zu ihnen. Er bekennt es frei, daß die Kunſt, die der Verfaſſer des Buches «Welt und Zeit» beſitzt: die Bäume hinter den Wald zu verſtecken, ihm eben ſo fremd iſt, als der Wunſch nach ihr. Wer ſeine Pfeile unter den Haufen abdrückt, in der Hoffnung, er werde nur den Schuldigen treffen, kann viele Unſchuldige verletzen, und den Strafbaren dennoch verfehlen.

Die gemäßigten Schriftſteller, als ſolche angeſehen, wenn ſie nur der geaichten Maaße ſich bedienen, ſind die allein gefährlichen. Sie bilden die wahre Aqua Toffana, welche die öffentliche Meinung ſiech und welk macht, und deren Gift weder durch Geſchmack noch Farbe, noch ſchnelles Wirken eine rettende Warnung giebt. Indem ſie Fürſten und Völkern zugleich ſchmeicheln, durch das zur Hälfte zugeſprochene Recht, Jener auf Eigenmacht, Dieſer auf Freiheit, ma-

chen ſie die Einen lüſtern, die Andern ſchlaff, und verderben beide.

Noch ſo manches wird, verſchuldet oder nicht, den Zeitſchriftſtellern, die nicht ſind wie die obenerwähnten, als Vergehen angerechnet. Aber, da es in unſern Tagen leichter iſt, andere als ſich ſelbſt betrügen, ſo mögen die ſchlauen Eiferer, wenn ſie allein ſind und ſie keiner beobachtet, die Hand auf ihr Herz legen und ſich fragen: ob ihnen der Gebrauch der Redefreiheit, oder ihr Mißbrauch gefährlicher dünke? Sie werden die Antwort hören.

Oft reißt die Geſchichte ein Wort ſtammelnd auseinander, aber es ſollen die Zeitſchriftſteller nicht gleich einem Echo nur die lezte Sylbe der Ereigniſſe, ſondern das ganze verſtändliche Wort wiederholen. Die Begebenheiten, dieſe Früchte der Zeit, haben ihren Endpunkt der Reife wo ſie geſammelt werden müſſen; doch gelingt es nicht immer ſich jener flüchtigen Minute zu bemächtigen. Daher geſchieht, daß die Zeitſchriftſteller bald den Baum der Geſchichte zu frühe ſchütteln, und ihren hungrigen Gäſten unreifes Obſt vorſetzen, bald es zu ſpät thun, wann die Früchte ſchon faul und ungenießbar geworden ſind.

Der Herausgeber dieſer Blätter glaubt, daß Mißgriffe erwähnter Art, öfterer als es geſchieht

vermieden werden könnten. Doch wird manches Andere von Zeitſchriftſtellern gefordert, was nicht immer gewährt we den kann. Glaubt man etwa, die Forderung ſtets nur wirkliche Begebenheiten, niemals Lügen zu verkündigen, wäre ſo leicht zu erfüllen? Ei, gewiß nicht. Es werden jezt ſo ſchön plattirte Lügen verfertigt, daß ſie von ächten Nachrichten gar nicht zu unterſcheiden ſind. Man ſey doch nachſichtlicher hierin und bedenke, daß große Lügen, die allgemeinen Glauben ſuchen oder finden, für die Zeitgeſchichte nicht minder wichtig ſind als wirklich geſchehene Dinge, weil ſie am deutlichſten ausſprechen, was die öffentliche Meinung wünſcht, hofft oder fürchtet.

Daß eine Zeitſchrift wie eine Poſtkutſche an beſtimmten Tagen und Stunden abgehe, gleichviel ob leer oder voll, dieſe Einrichtung iſt ganz vortreflich, der Tod und die Ehe laſſen es wenigſtens an blinden Paſſagiren niemals fehlen. Aber da es ſolcher Anſtalten ſchon ſo viele giebt, ſo iſt ihre Vermehrung unnöthig. Die Wage wird ſich erſt dann in Bewegung ſetzen, wenn Geſchichte oder Wiſſenſchaft ſie befrachtet hat, und ihre Erſcheinung kann daher an keine beſtimmte Zeit gebunden ſeyn.

Sie hätte wohl gewünſcht ihre Anſichten in Scheidemünze auszugeben, daß die Leſer auch das

kleinſte und flüchtigſte Ereigniß erſtehen mögen; aber die Erfüllung dieſes Wunſches blieb verſagt. Cäſar, heißt es, habe den hagern Caſſius geſcheut, doch bei dem beleibten Antonius ſei ihm wohlgemuth geweſen. Die Herrſcher wechſeln und die Herrſchſucht bleibt; darum wird auch jezt noch der ſlinke Geiſt gefürchtet, und nur neben dem Dickbäuchigen fühlt man ſich ſicher. Große Schriften ſind ungehinderter in ihrem Laufe, die kleinen bleiben manchmal hängen — Dat veniam corvis, vexat Censura columbas. — Darum, o werthe Leſer, findet Ihr künftig, daß in unſern Reden nicht alles Geiſt und Blut iſt, ſondern auch unnützes Werg darin ſteckt, und Tagblättergedanken mit Wulſt umgeben erſcheinen, ſo wißt Ihr warum es geſchah; ſie haben ſich nicht ausgeſtopft um ſich zu brüſten; ſondern nur um dicker und beliebter zu werden.

Der Geiſt des öffentlichen Lebens erfriſcht noch lange nicht genug alle Glieder des deutſchen Staatskörpers, am wenigſten in jenen Landſtrichen, die in der Mitte zwiſchen ſüd-deutſcher und nord-deutſcher Geſinnung liegen. Den Bewohnern jener Gegend dämmert es nur noch über vaterländiſche Dinge; unter ihnen iſt es nicht dunkel genug um das Licht unentbehrlich zu finden, und nicht hell genug um es zu entbehren.

Für ſie thut es am meiſten Noth, daß die zerſtreuten Lichtſtrahlen ſich zu einem Brennpunkte vereinen, der ihre Vaterlandsliebe entzünde. Bedarf es einer lautern Aufforderung an die vielen geiſtreichen und muthigen Männer unter ihnen, zu einem ſo edlen Vorhaben ſich zu verbinden, und kann der Herausgeber der Wage anders als mit Zuverſicht auf ihren Beiſtand zählen?

Gefährlich iſt nur das unterdrückte Wort, das verachtete rächt ſich, das ausgeſprochene iſt nie vergebens. Es iſt Täuſchung oder Schwachſinn zu wähnen, die Rede ſey ja fruchtlos geweſen. Was die öffentliche Meinung ernſt fordert, verſagt ihr keiner; was ihr abgeſchlagen worden, das hatte ſie nur mit Gleichgültigkeit verlangt.

IX.

Vorwort zur zweiten Auflage der Wage.

(1819.)

Erſt fünf Hefte dieſer Zeitſchrift ſind bis jezt erſchienen; aber der Beifall der mir zu Theil ward, hätte der Lohn ſeyn dürfen eines längern Bemühens. Wenn ich davon zu reden liebe, wäre dieſes Schwäche oder Selbſtgenügſamkeit? In unſern erbärmlichen Zeiten, wo das Weib höher ſteht und glücklicher iſt als der Mann, weil jenes ſeine Beſtimmung erfüllen darf, dieſer aber nicht; in unſern Tagen, wo die zufriedenſten Bürger auch der vollkommenſten Staaten, immer nicht mehr als Wiedergeneſene ſind, die in einem Krankenhauſe, lächelnd, heiter und hoffnungsvoll, aber noch ſchwach, und in frommen, kindiſchen und ſinnlichen Wünſchen befangen, daherſchleichen; jezt, da keine Rede mehr wirkt als Muſik, wohlgefällig wenn ſie ſchön iſt, aber auch verhallend wie dieſe — welch einen andern Lohn könnte ein

öffentlicher Redner erwarten, als verſtanden, empfunden, und für Worte ohne That, mit Worten ohne That bezahlt zu werden? Das Lob, welches edle Menſchen mir gegönnt, hat mich erfreut aber in Verwunderung geſezt, angetrieben und zurückgeſchüchtert, geehrt und beſchämt zugleich. Man hat Gutes von meiner Freimüthigkeit geſagt, wohl öfter wegen ihrer ſelbſt, als wegen des Gegenſtandes an dem ſie ſich geübt; und ich erröthete darüber, wenn ich in mein Inneres blickte, und wahrnahm, mit welcher Verzagtheit ſich ſo mancher Gedanke dort verſteckt gehalten. Aber wäre auch größere Kühnheit erſprießlich? So lange zu freimüthigem Reden Muth gehört, bleibt es fruchtlos; es wird überflüſſig, ſo bald man ohne Gefahr die Wahrheit ſpricht.

Aber da das Herz weniger rechnet als der Kopf, und weniger berechenbar iſt, ſo werde ich fortfahren, und verſuchen mit dem Herzen auf das Herz zu wirken.

Wohl beſſere Männer als ich, die früher für das deutſche Volk geredet, ſchweigen jezt; das Vaterland hat ſie nicht auf immer verloren, oder es hat nichts an ihnen verloren. Was ſie abgeſchreckt, das war nicht die Bosheit, es war die flache Unbedeutendheit ihrer Widerſacher. Edlen Menſchen fällt es leichter, den Hohn, die Dolche,

die Kerker, die Schlangenbisse zu ertragen, welche der beleidigenden Wahrheit rächend nachfolgen, als die abmattende Pfiffigkeit, die täglichen kleinen Quälereien, das Heer von Mücken, das unter einander verbündet die Geduld aussaugt, und die tausend Nadelstiche an denen man blutet, ohne zu verbluten, und die, weil sie keine Narben zurücklassen, weder Bewunderung noch Lorbeeren erringen. Aber die Vaterlandsliebe hat keine Stufen; wer nicht alles thut, hat nichts gethan, wer nicht alles hingiebt, hat alles verweigert.

X.

Die Zeitung der freien Stadt Frankfurt

(1819.)

Die Madrider Hofzeitung, ich meine die deutsche Ueberſetzung derſelben, ich meine die Zeitung der freien Stadt Frankfurt, fühlt ſich groß genug, einen Zufluchtsort darzubieten, den aus allen freien Herzen und Köpfen verbannten Trieben und Geſinnungen, die flüchtig umherirren, und ein dunkles Obdach ſuchen, ihre Schuld und Schande zu verbergen. Es iſt edel, der verfolgten Unſchuld, aber es iſt mitverbrecheriſch, dem Verbrechen eine Freiſtätte zu gewähren. Welches andere Blatt, Englands, Frankreichs und Deutſchlands, hat mit ſo wenig Scham, als das genannte, ſpaniſcher Ruchloſigkeit, jeſuitiſcher Hinterliſt, und ariſtokratiſchem Hochmuthe das Wort geredet, verroſtete Grundſätze ſo emſig geſcheuert und ihnen den verlorenen Glanz wieder zu geben geſucht? Ich gehöre wahrlich nicht zu Jenen, die,

uneingedenk daß auch sie wohl selbst des Wahnes fähig sind, Jeden unbarmherzig verdammen, der nicht denkt wie sie. Noch weniger hege ich für die gute Sache, jene unvernünftige verzärtelnde Mutterliebe, die jedes Lüftchen von ihr abwehrt. Ich sehe sie gern dem Sturme Preis gegeben; sie soll ihm widerstehen lernen und ihre Kraft bewähren. Der Sauerteig eines widersprechenden Geistes scheint mir unentbehrlich, damit das Werk gedeihe und geniesbar werde. Aber Eins ist das mich schmerzt, und darum führe ich Klage: Ausländer könnten urtheilen, es entspringe aus wahlverwandschaftlichen Verhältnissen, daß einzig unter allen deutschen Blättern, die Zeitung der freien Stadt Frankfurt, alle unfreisinnigen Ansichten aufnimmt und verbreitet. So ist es nicht, und etwa einige alte Basen ausgenommen, finden zu Frankfurt, die von dem Herausgeber des genannten Blattes gehätschelten Grundsätze, so großen Spott und Tadel, als ich selbst ihn wahrlich nicht auszusprechen gedenke. Ich habe dieses Blatt früher selbst geschrieben, und dieses allein hat mich bis jezt abgehalten, mich seiner fehlerhaften Richtung entgegenzusetzen. Denn Mancher hätte denken mögen, es geschehe aus einer eiteln Empfindlichkeit, es in meiner eigenen Gesinnung nicht fortgeführt zu sehen. Dem Vorwurfe der

persönlichen Befangenheit entgeht man in Deutschland schwer. So wenig wurden wir zugelassen, im Oeffentlichen und für das Vaterland zu leben, zu so zahmen Hausthieren hat uns eine vielhundertjährige Zwingherrschaft gemacht, daß die politischen Schriftsteller der entgegengesezten Ansichten darin übereinkommen, sich wechselseitig vorzuwerfen, ihr Eigennutz sey ihnen das Höchste, und die einträgliche Sache sey ihnen die gute. Den Liberalen sagen ihre Gegner, sie suchten Verwirrung zu stiften, um wie Diebe im Gedränge zu stehlen; den servilen Schriftstellern wird zugelästert, sie wären bestochen durch Geld oder Eitelkeit, und sie wären nichtswürdige Spione. Diese begreifen nicht, daß man ohne Sold und Hoffnung zur Beute, aus reiner Liebe für Freiheit und Recht streiten könne; und jene begreifen nicht, daß es geborne Sklaven giebt, die nicht, weil sie sich einem Herrn verkauft, sondern aus Herzensneigung, knechtischen Gesinnungen huldigen.

Die reinlichsten Gassen und Städte haben ihre Abführungskanäle; ja sie werden zu jenen, erst durch diese. Ich glaube, daß auch die öffentliche Meinung, um sich lauter zu erhalten, eines freien Abflusses schmutziger Gesinnungen bedürfe. Doch unterirdisch und im Dunkeln sey ihr Weg,

und ſie ſollen in der Nähe menſchlicher Wohnungen nicht erſcheinen. Darum empört es das Gefühl jedes deutſchen Vaterland-Freundes, in einem Freiſtaate, im Angeſichte der Stellvertreter unſerer Fürſten, in Frankfurt, Grundſätze ausgeſprochen zu ſehen, wie ſie das bezeichnete Blatt ſo oft enthält. Meine Stellung macht es mir zur Pflicht, ihnen zu begegnen. Daß ich den Herausgeber der Zeitung der freien Stadt Frankfurt, von ſeinen Anſichten trenne, dieſes iſt eine ſo verbrauchte Redensart, daß ich mich ihrer ungern bediene.

Nicht die vollkommene Lüge, die den Feind im Innern trägt und durch Selbſtmord zu Grunde geht: die halbe Wahrheit, welche, mit freundlichem Geſichte Gehör erbettelnd, durch das geöffnete Thor ihr diebiſches Gefolge nachzieht — dieſe muß bekämpft werden. Nicht das Dunkele bedarf der Beleuchtung, um als ſolches erkannt zu werden, ſondern die falſchen und ſchmutzigen Farben. Und ſolcher gleisneriſchen Zuſammenſetzung, ſolchen betrüglichen Gewebes, wo mit den beſſern Fäden auch die ſchlechten, als Kette und Einſchlag ſich durchkreuzend, dem Käufer aufgedrungen werden, iſt dasjenige, was die Zeitung der freien Stadt Frankfurt, in ihrem 233ſten Blatte unter Deutſchland mittheilt. Da wird

von dünnem Eiſe geſprochen, auf das man ſich gewagt, von der Zeit der Reiſe, die man nicht abgewartet, von Ideen, die nicht in das wirkliche Leben paſſen, von Nichtachtung der Erfahrung und dergleichen mehr; da wird auf dürren abgemähten politiſchen Wieſen mit Wohlbehagen hin- und hergegraſt; da werden alle die abgeſchmackten Mährchen vorgeſungen, mit welchen man die Völker, als ſie noch Kinder waren, in den Schlaf gelullt, die aber jezt, da ſie erwachſen ſind, nur ihr Lachen oder ihren männlichen Unmuth erregen.

Es ſey ſehr beklagenswerth, «daß durch ſolche Erſcheinungen (wie die Ermordung Kotzebue's), die Nachbarn Deutſchlands hinlänglichen Stoff zu eben ſo bittern, als die Ehre des deutſchen Volkes kompromittirenden Betrachtungen erhielten.» Wollte der Himmel, es wäre Euch ſo viel an der Achtung Eurer Nachbarn gelegen als hier geheuchelt wird, dann müßte Vieles beſſer werden unter uns. Wohl hat das Verbrechen Sand's den Franzoſen zu bittern Betrachtungen Stoff gegeben, doch nicht gegen das deutſche Volk war ihr Tadel gerichtet. Sie haben gezeigt, wie unterdrückter Freiheitstrieb, in ſolche tolle Lüſte ausbrechen müſſe; ſie haben gezeigt, wie die myſtiſche Nacht des Mittelalters, mit der Ihr Euch umgebt, um unter deren Schutze ariſtokratiſchen

Uebermuth zu treiben, auch Manchen aus dem Volke verführt habe, demokratiſche Ausſchweifungen zu begehen; und ſie haben gezeigt, auf welche liſtige Weiſe Ihr die freche That Eines Einzelnen werdet benutzen wollen, um die Freiheit von Millionen einzuſchränken. Daß Ihr ſo unklug ſeyd, auf unſere Nachbarn hinzuweiſen! Es iſt zum lachen. Sollen wir ſie zum Vorbilde nehmen? Dürft Ihr das wollen? Sie haben das Herrlichſte erkämpft, mit Blut, mit tauſend Verbrechen erkämpft, und Euch ſelbſt die Einrede benommen, daß nie ein ſchlechter Weg zu gutem Ziele, nie Verwirrung zur Ordnung führen könne.

Es muß «der unbefangene wahre Vaterlandsfreund mit Schmerz ſich ſagen, daß man ſich immer weiter von dem Ziele wieder zu entfernen ſcheine, zu welchem die Bahn gereinigt worden war.» Heuchleriſche Klage! Wenn mit jedem Schritte, den die Freunde geſetzlicher Freiheit vorwärts machen, Ihr das Ziel weiter hinaus ſteckt, oder es vom Wege ab, bald rechts, bald links ſchiebt, an wem liegt dann die Schuld der Verzögerung, oder daß es nie erreicht wird? Und wer hat die Bahn gereinigt? Das Volk, Ihr nicht. Deſſen Bewegung läßt ſich freilich nicht ſo lenken, wie die der Soldaten auf der Wachtparade durch den Korporalſtock, wie die eines

Dutzends gehorſamſter Beamten durch Tabellen und Weiſungen geregelt wird; aber das thut auch nicht Noth. Berge von Schutt ſind wegzuräumen, und bei dieſer Arbeit ſind Haſt und Fleiß das Erforderlichſte. Zum Bauen gehört Ordnung und Plan, und kommt es dazu, dann mögt Ihr Eure Riſſe zeichnen und beſprechen. Aber zum Wegführen des Schuttes dürft Ihr nicht ſo viel Zeit fordern, als das eingeſtürzte Gebäude geſtanden hat, deſſen Schutt weggeführt werden ſoll, und nicht die Langſamkeit, mit welcher im Verlaufe der Jahrhunderte jenes Gebäude aufgerichtet worden iſt.

»Die aufgetretenen Bekämpfer aller illiberalen Ideen, die Vertheidiger der Freiſinnigkeit in Wort und That, müſſen dem kalten, unparteiiſchen Beurtheiler wie Kinder erſcheinen, welche, die Gefahr nicht kennend, auf das noch zu dünne Eis ſich wagen ... Mit ihnen zugleich wird die ſchönere, beſſere Idee zur Verbeſſerung des geſellſchaftlichen Zuſtandes in der Wirkung vernichtet, die, hätte man die Zeit der Reife abgewartet, unfehlbar geweſen ſeyn und herrliche Früchte getragen haben würde.« Das ſind von den überreifen Früchten, die von dem Baume der böſen Erkenntniß ſo reichlich abfallen; das ſind von den faulen Redensarten, zu denen Ihr vergebens

einen Käufer ſucht! Wenn Euch die Vertheidiger der Freiſinnigkeit als Kinder erſchienen, die Ihr täuſchen könntet, dann wären ſie Euch ſehr willkommen. Weil ſie aber klug und beſonnen handeln, ob zwar nicht mit Bedacht in Euerem Sinne, da ſie den eigenen Vortheil vergeſſen, und ihre Freiheit der allgemeinen aufopfern, darum haßt und verfolgt Ihr ſie. Das noch zu dünne Eis! Darin eben liegt Eure Verblendung, zugleich mit Eurer Liſt. Ihr glaubt und wollt es glauben machen, der Anfang des Winters ſey da, und man müſſe abwarten, bis alles feſt zuſammengefroren ſey, bis man es im Freien nicht mehr aushalten könne, und man zahm werde, und gern in den warmen Käfig zurückfliege. Aber die Freiſinnigen wiſſen, daß der Frühling gekommen iſt, und wollen das noch nicht ganz geſchmolzne Eis aufhauen, damit der Strom um ſo früher, luſtig und frei werde. Die Zeit der Reife! Wer hat ſie zu beſtimmen, und dürfen unter dreißig Millionen Deutſchen, einige Höflinge ſich allein vermeſſen, den Kalender der Natur zu machen? «Die Früchte ſind noch nicht reif,» das iſt eine ſchlechte Vogelſcheuche, und wenn wir warten wollten, bis uns die großen Pächter des Staates zuriefen: «jezt pickt zu!» kämen wir viel zu ſpät, denn ſie hätten dann

alle Bäume ſchon kahl geſchüttelt. Auch iſt von Früchteſammeln, von Aerndte, unter uns noch keine Rede, ſondern nur vom Säen, und je mehr man ſchreit, der Boden ſey noch nicht urbar, je emſiger und tiefer muß gepflügt werden. Guter Gott! ſie reden von «vorzeitiger That» als handelten hier nicht auch Menſchen, wie ſie ſelbſt ſind, ja oft beſſere. Seyd Ihr ſo große Künſtler, daß Ihr es Euch allein vorbehaltet, die Uhr der Geſchichte auf die Minute zu ſtellen, die Euch beliebt, und ſie ſchlagen zu laſſen, wann es Euch gelüſtet? Aber, um dieſes Bild noch einmal zu gebrauchen: geht Euern langſamern Weg, und laßt das Volk ſeinen ſchnellern gehen, nur daß Ihr Euch um einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt dreht! denn das Volk iſt der Minutenzeiger, die Regierung der Stundenzeiger des Staates, und ob jener auch raſcher umlaufe, ſo verfolgt er doch gleiche Bahn. Es iſt leicht, das Bild zu vollenden.

Die Predigt haſpelt ſich ſo weiter ab: «Nicht nur, daß man durch voreiliges Handeln — (auch Worte werden zur That) — der gemeinen guten Sache ſchadet, ſondern man ſcheint auch daran, ob ſolche Ideen in das wirkliche Leben paſſen, nicht gedacht zu haben.» Und jezt wird geſagt, was Lüders geſagt hat: daß für den wahren

Politiker und Staatsmann nur das eine Geltung haben könne, was wirklich erreichbar ſey, nimmer aber eine ſogenannte höchſte Idee, die niemals mit der Praxis des eigentlich politiſchen Lebens ſich vertragen werde, noch es könne; aus der Staatskunſt ſey jede Spekulation zu verbannen; und was dergleichen Göttinger Hofrathstheſen mehr ſind. Solche Redensarten zeigen nun zum tauſendſten Male ſeit ſechs Jahren, wie wenig noch die Anführer der ſtehenden Geſinnungen, die Dialektik, womit man Volksmeinungen bekämpft, erlernt haben, und ſie werden darum, ſey es in gerechten oder ungerechten Kriegen, ſtets von jenen geſchlagen werden, ſo wie die franzöſiſchen Volksheere, die ungelenke Taktik aller Europäiſchen Feldherren zu Schande gemacht haben. Sie verrammeln ſich hinter ihre gothiſchen Grundſätze, legen die ganze Macht ihrer Beredſamkeit hinein, machen dann und wann einen ungeſchickten Ausfall, und meinen, das ſey die rechte Art, die feindlichen Anſichten zu bekämpfen. Indeſſen ſpottet man ihrer Feſtungen, hungert ſie gelegentlich aus, umgeht ſie, und gewinnt das offene Land. Ideen, die nicht ins Leben paſſen, Spekulationen, Träumereien, mit denen ſich ein ächter Staatsmann nicht befaſſen mag! Reden dieſe po-

litiſchen Marktſchreier nicht heute noch, als ſey die Regierungskunſt noch immer ein Kabinetsgeheimniß, und thun groß mit Wundermitteln, deren einfache Beſtandtheile Jedermann kennt. Der ächte Staatsmann iſt, wer die Ideen ſeiner Zeit aufzufaſſen und anzuwenden verſteht; wer dieſes nicht vermag, taugt ſelbſt zum Gehorchen nicht, um ſo weniger zum Geſetzgeber. Man nenne uns doch die politiſchen Schwärmereien, denen ſich «die Vertheidiger der Freiſinnigkeit» hingegeben! Es iſt wahr, irgend ein junger Mann, hat eine Aller-Deutſchen-Stadt bauen, und in einem prächtigen Dome die Reichsverſammlung halten laſſen wollen. Das iſt aber das Aergſte, was an den Tag gekommen. Die Franzoſen, im Anfange ihrer Revolution, hatten ſchlimmere Träume, aber ſie ſind, nachdem ſie aufgewacht, zur Vernunft gekommen, und die wahren, freiſinnigen Ideen, ob ſie ſie zwar anfänglich mißbraucht, ſind dennoch nicht untergegangen, und auf ein «ſpäteres Jahrhundert hinaus, zurückgeworfen» worden. Sie hatten eine konſtitutionelle Monarchie gefordert; da widerſezte ſich der Adel, und zog den Thron mit in ſein eigenes Verderben. Sie forderten nun eine Republik, und nach wenigen Jahren war man froh, ſie mit einer konſtitutionellen Monarchie zufrieden zu ſtel-

len. Haben den Franzoſen ihre Ausſchweifungen geſchadet? Sie forderten zu viel, um genug zu erhalten; ſie ſpielten den Krieg in Feindes Land, um den vaterländiſchen Heerd ſo ſicherer zu behaupten. Die deutſchen Schriftſteller, welche die gute Sache verfechten, ſollten ſich freilich etwas beſtimmter ausdrücken, um den Uebelwollenden die Ausflucht zu benehmen, ſie wüßten eigentlich nicht, was ſie fürs deutſche Volk verlangten. Sie ſollten ſagen: man gebe uns alle die guten Einrichtungen, deren ſich die Franzoſen erfreuen, als da ſind: Unabhängigkeit von jedem auswärtigen Einfluſſe; Volksvertretung durch jährliche Parlamente; Schutz und Heiligkeit der Perſonen; Freiheit des Handels und der Gewerbe; Aufhebung der Zünfte; Aufhebung der Privilegien; Gleichheit vor dem Geſetze; gleichen Schutz allen Religionen; Oeffentlichkeit der Juſtiz; Geſchwornen-Gerichte; Preßfreiheit; Verantwortlichkeit der Miniſter und der untern Beamten. Und wenn ſie dieſes forderten, könntet Ihr wohl ſo unbeſonnen ſeyn zu antworten: Das ſind wahrlich gute Dinge; aber nur nach einer Revolution, die Alles über den Haufen wirft, können ſolche eingeführt werden. Könntet Ihr mit ſo plumpen Heucheleien gleich folgenden erwiedern wollen:

«Man übereile ſich und die Sache nicht, und verfehle dabei nicht die Manier, die ſchicklichſte Art und Weiſe; man überhebe ſich nicht über ſeinen Standpunkt, damit kein öffentliches Verhältniß verletzt werde; man befördere die Verbreitung einmal anerkannter liberaler Grundſätze, aber man thue dieſes nur auf dem einfachen Wege der Volkserziehung, nicht aber, indem man die Regierungen, die eben beſtehen, unmittelbar angreife und vor dem eigenen Volke die leitenden, oberſten Behörden kompromittire. Dieſe dürfen ſolches nicht dulden und indem man dadurch ſie zu ſcheinbaren Gewaltſchritten gegen die an ſich doch ohnmächtigen, nur in ihren Ideen ſtarken, Einzelnen, gleichſam ſelbſt zwingt, bringt man das hoffnungsvolle Kind, aus dem einſt ein rettender Held hätte werden können, dem Moloch, der ungereiften Zeit zum Opfer!» Daß es Gecken giebt, die, wenn von der Freiheit und dem Glücke eines großen Volkes die Rede iſt, von Manier ſprechen, mit der man für die gute Sache zu ſtreiten habe, und etwa gar fordern, man ſolle den Tanzmeiſter und den Hofmarſchal dabei zu Rathe ziehen, darüber mag man lachen — das ſchadet nicht. Aber anderer Rathſchläge ernſter Art mögen ſie ſich enthalten! Wie ſchlau! Die

einmal beſtehenden Mißbräuche ſoll man achten, aber das Volk durch die Erziehung erſt für beſſere Einrichtungen empfänglich machen! Daß dieſe Erziehung den Jeſuiten anvertraut werden müſſe, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Unterdeſſen, und bis die Kinder die Schule verlaſſen, hat man Zeit gewonnen, das wankende Gebäude der Feudalität mit neuen Stützen zu verſehen, die Vorrathskammern der Privilegirten wieder anzufüllen, und dann lacht man aller liberalen Grundſätze. Die oberſten Behörden dürfen durch Tadel nicht «kompromittirt» werden. Schon einmal kam dieſes Wort vor, und dieſer elegante Ausdruck verräth deutlich, daß der in der Zeitung der freien Stadt Frankfurt enthaltene und hier beſtrittene Aufſatz, ein Konverſationsſtück iſt, von der feinſten Theegeſellſchaft gelegentlich abgeſchnitten. Er endet mit der Warnung, daß durch das Verfahren der Freiheitsfreunde, die Regierungen «zu ſcheinbaren Gewaltſchritten gegen die an ſich doch ohnmächtigen, nur in ihren Ideen ſtarken, Einzelnen,» gezwungen werden. Dieſes iſt gar nicht ſchlau; denn welcher liberale Schriftſteller wird ſich abſchrecken laſſen, wenn man ihm mit ſcheinbaren Gewaltſtreichen droht? Aber das Eine iſt wahr und man muß es zugeben: So lange die Machthaber, die Frei-

heit der Gesinnungen und der Handlungen mit Dauer zu unterdrücken vermögen, so lange sind sie es berechtigt zu thun; was die öffentliche Meinung nicht erreicht, verdiente sie nicht zu erreichen. Hier ist der Besitz, ganz der Maasstab des Rechts.

XI.

Der Roman.

1.

Nicht ein Bischen haben Sie mich lieb — flüsterte Karoline ihrem Freunde zu, und ließ ein Fädchen Seide aus ihren Fingern schweben — nicht so viel! Sie stand von dem Stickrahmen auf, sezte sich auf den entfernteſten Stuhl im Zimmer, und schmollte. Wie unartig biſt du wieder — rief ihr die Mutter zu — nnd sieh nur, wie du den Oberſten verſtimmt haſt! Wahrhaftig, ihr Beide da macht prächtige Geſichter, das ſind glänzende Vorbereitungen zu eurer Hochzeit! — Hochzeit?.. entgegnete Karoline, und ſchüttelte bedächtig ihr blondes Köpfchen... das will ich noch überlegen; ich kann die Spitzen, die mir der Onkel geſchickt, auf jedem andern Ball auch brauchen. — Die Gräfin lachte. Ei du liebe Unſchuld, wo haſt du denn das gelernt? Du ſprichſt ja wie eine moraliſche Erzählung von Marmontel! Sey geſchickt, komm her, und er-

klare mir dein Zörnchen. — Sie geben mir auch immer Unrecht, Mutter. Iſt das ein Anbeter? Heißt das ein Bräutigam? Andere Bräute bekommen Gedichte, daß ſie ſie nicht alle leſen können, und ich habe noch keinen Vers erhalten! Und er hat doch eine Ode auf Napoleon gemacht. Sie wiſſen, Karl hat mir einen Roman verſprochen, worin er mich ſchildern wollte, ich freute mich ſo ſehr darauf. Das ſind nun ſechs Wochen, und ſo oft ich ihn daran erinnere, ſagt er morgen, und macht ein Paar grimmige Augen, als wäre er auf der Wachtparade bei ſeinen garſtigen Schnurrbärten. Herr Morgen, Sie gefallen mir gar nicht mehr! Der Oberſt ſchien gekränkt und ſchwieg. Karoline reichte ihm die Hand. — Wir wollen wieder gute Freunde ſeyn, ſey nicht böſe, lieber Karl! — Sie ſtreichelte ihm die Haare von der Stirne.... Wo war es, wo du dieſe Wunde bekamſt? kann ich doch den Namen nicht behalten! — In der Schlacht von Smolensk. — Die abſcheulichen Koſaken! Das muß dir wohl recht wehe gethan haben? — Es war meine ſchmerzlichſte Wunde nicht. — Du biſt ja heute ſehr galant, mein Freund! Warte, ich will deinem Herzen den Puls fühlen... Sie legte die Hand auf ſeine Bruſt; der Oberſt drückte ſie mit Heftigkeit in ſeine Arme... Mein geliebtes Mäd-

chen! Vieles lernt der Soldat entbehren und verlieren; ach! dich könnte ich nicht verlieren. — Guter Karl, wir wollen uns immer, wir wollen uns ewig lieben! — Unſterblich iſt jede wahre Liebe; nicht Untreue, nicht Verrath, nicht der Tod kann ſie tödten. Sie ſchlummert nur, wie im Sarge, ſo im erkalteten Herzen, unter der Winterdecke, um mit der Frühlingsſonne, friſcher und grünender zu erwachen! Die Stunde iſt die körperliche Hülle der Ewigkeit — es lieben ſich ewig, die ſich auch nur eine Stunde geliebt. — Was ſagſt du, Karl? . . Der Oberſt zog ein Heft aus ſeiner Taſche, und überreichte es lächelnd ſeiner Braut. — Hier, Karoline, iſt der verſprochene Roman.

Karoline belohnte mit den anmuthigſten Liebkoſungen das längſt erwartete Geſchenk. Aber, warte — ſagte ſie mit drohendem Finger — jezt ſehe ich, wie du dich verſtellen kannſt! Dachte ich doch, du ſeyeſt fürchterlich böſe auf mich, weil ich dich an dein Verſprechen erinnert, und — nicht wahr, du haſt nur ein ſo ernſthaftes Geſicht gemacht, um mich zu überraſchen? Doch, wie heißt dein Roman, ich ſehe ja keine Ueberſchrift? — Wie du willſt, liebes Kind! — Wie endigt die Geſchichte, iſt ſie traurig oder luſtig? — Wie es kommt, Karoline. — Nun, ſezt euch

jezt, Karl ſoll uns ſeinen Roman vorleſen. Und du, Fritz, ſprach ſie zu ihrem Bruder, dem Hauptmann, der mit ſchweren Tritten das Zimmer erſchütterte, ſtöre uns nicht mit deinen Sporen, mache dir's in dieſem Seſſel bequem, aber rühre dich nicht. Hörſt du?

Die kleine Familie ſezte ſich um den Tiſch. Der Oberſt legte das aufgeſchlagene Heft vor ſich, ſtüzte den Kopf auf ſeine Hand... Friede des Kriegs, o ſüße Ruhe der Schlachten — ſprach er leiſe vor ſich hin. — Du mußt lauter reden, flüſterte ihm Karoline zu, die Mutter kann dich ſonſt nicht verſtehen.

«Die Winterſchule war geendigt, die Feuer wurden ausgelöſcht, die Fenſter geöffnet, muntere Sonnenſtrahlen erheiterten die düſtere Zimmerluft, der Frühling rief und lockte zu tauſend Spielen.»... «Haltet ein — rief der Hauptmann, indem er vom Stuhle aufſprang, und den Oberſten beim Arm faßte — haltet ein, Herr Schwager; ich weiß ſchon die ganze Geſchichte. Jezt kommt der Himmel, und ein Fluß, und ein Wald, und ein beſonderer Baum, und darunter ſizt Rinaldo und ſeufzt oder flucht.»... Karoline legte dem Schwäzer die Hand auf den Mund. Horch doch, Fritz, dein Schimmel hat ſchon zweimal gerufen, du mußt hinuntergehen und

ſehen, was deinem Freunde fehlt. — Nein, erwiederte der Hauptmann, ſich niederſetzend — ich will ruhig zuhören; aber ihr werdet ſehen, daß ich recht habe. Rinaldo ſizt unter einem Baume und ſeufzt oder flucht.

Der Oberſt fuhr fort. «Knaben und Vögel jubelten; glückliche Liebe lächelte und ſchwieg, die unglückliche weinte heißer, aber ſtiller. An einem dieſer ſchönen Tage gingen Auguſt und Klara den Hügel hinauf, von dem ſie den Strom, die Stadt, die alte Burg, und unten im Parke die fröhlichen Gäſte ſehen konnten, die eingeladen waren, Auguſts Geburtsfeſt zu feiern. Den Jüngling hatte im feindlichen Lande, im fremden Hauſe, in das er als Kriegsgaſt gekommen, eine ſchwere Krankheit niedergeworfen, und als er aus ſeinem Fieberſchlummer geneſen erwachte, lächelte ihm wiedergefundenes Leben und der Frühling und die Liebe entgegen. Klara, die ſchöne Tochter ſeiner freundlichen Wirthe, hatte ihm den lezten Becher des Heiltranks mit zitternder Hand und niedergeſchlagenem Blicke gereicht. In das Herz des Mädchens, das ſich dem Mitleide, in das Herz des Jünglings, das ſich der Dankbarkeit geöffnet, ſchlich die Liebe ein. Sie errieten ſich bald; Klarens Eltern ſahen froh dieſe Wechſelneigung entſtehen. Auguſt war Sekretär bei ei-

nem französischen Prinzen und Marschall, und hatte Gelegenheit gefunden, sich dem Kaiser bemerklich zu machen. Er schritt auf dem Wege des Glücks rasch und rascher fort. Klarens Hand wurde ihm zugesagt.»

«Die Liebenden saßen oben auf der Moosbank in süßen Gesprächen versunken. August erzählte von seinen Fieberträumen, und wie ihm ein Engel in blauem Gewande erschienen sey, der ihm Genesung verheißen. Klara erzählte von ihren Aengsten, von ihren durchweinten Nächten. So säuselte eine Paradiesesstunde vorüber. Die Sonne neigte sich zum Untergange, die Luft ward kühl, Klara erinnerte ihren Freund, daß er sich noch zu schonen habe. Sie eilten den Hügel hinab. Von neckenden Gästen empfangen, verbarg Klara ihr Erröthen an der Brust ihrer Mutter. August, dem ein Bedienter meldete, daß eine Fremde in ihrem Wagen vor der Gartenthüre hielte, die ihn zu sprechen wünschte, eilte dahin. Ein altes Mütterchen, reich, aber wunderlich gekleidet und geschmückt, wankte auf einem Stabe gebogen ihm entgegen. August stürzte in ihre Arme... Meine Mutter!.. Mein Sohn!.. Nun Gott sey Dank, lieber Sohn, daß ich dich lebend und gesund finde. Jezt will ich gern sterben. — Welche Ueberraschung! —

Gleich nach dem Briefe, den du mir durch deinen Arzt ſchreiben ließeſt, reiſte ich ab, um dich in deiner Krankheit zu pflegen. Auf dem Wege ward ich ſelbſt ſchwach, und mußte acht Tage liegen bleiben:... Theure Mutter!... Biſt du es denn wirklich, lieber Sohn? Ich kenne dich nicht mehr! Wie du dich geändert haſt! Und ein vornehmer Herr biſt du geworden, Dein Vater ſelig hat es immer geſagt: Aus dem Jungen wird etwas Rechtes. Ach, du haſt ja gar einen Orden? Aber, mein Sohn, das darfſt du ja nicht tragen!... Liebe Mutter, erwiederte Auguſt lächelnd, es iſt kein Kreuz, es iſt ein Stern... Ja, es iſt wahr. Schau, was das koſtbar iſt! Aber wie leicht kannſt du das verlieren; laß es dir feſt nähen.»

«Unterdeſſen waren die Gäſte, welche die wunderliche Scene aus der Ferne mit angeſehen, herbeigekommen. Klara hielt neckiſch das Schnupftuch vor den Augen, und ſprach unter Schluchzen: Du Ungetreuer, du Böſewicht, haſt dein Mädchen betrogen, liebſt eine Andere! — Klarens Eltern drohten lachend mit dem Finger: Feiner Herr, ſauberer Herr, das erfahren wir noch zur rechten Zeit... Ah! Frau Rachel — ließ ſich ein junger Offizier vernehmen — nicht wahr, dem Herrn Baron da habt ihr früher aus der Klemme geholfen? Hat er noch ein Pfand

bei euch, habt ihr ein Wechſelchen? Machts chriſtlich..... Auguſt wandte ſich dem Spötter zu, und ſprach mit flammendem Geſichte und drohendem Blicke: Sie iſt meine Mutter!» ...

Ein Schmerzensſchrei, den die Gräfin ausſtieß, unterbrach hier die Vorleſung. Karoline und ihr Bruder ſprangen erſchrocken auf... Gott, liebe Mutter, was fehlt Ihnen, Sie werden ja blaß? — Nichts, Kinder, nichts, mein altes Herzklopfen. Bringt mir meine Arznei. — Die Gräfin, nachdem ſie ſich wieder erholt hatte, bat den Oberſten, morgen fortzufahren, der Kopf ſchmerze ihr. — Haben denn Klarens Eltern nicht gewußt, daß Auguſt ein Jude iſt? fragte Karoline den Oberſten. Das werden wir morgen hören, erwiederte dieſer. — Das iſt eine Teufelsgeſchichte! bemerkte der Hauptmann. Aus der Heirath kann nun nichts werden, und mein Rinaldo, der unter einem Baume ſeufzt, iſt ein Hebräer. Muß doch morgen unſern Haus-Jud fragen, ob ſich ein Hebräer verlieben darf, nach Moſis Geſetz. — Es iſt wahrlich eine verdrießliche Geſchichte, fiel der Oberſt lachend ein. Was thäten Sie, gnädige Mutter, wenn Ihrer Tochter ein ſolches Unglück begegnete? Die Gräfin bückte ſich nach ihrem gefallenen Taſchentuche. — Und ihr, Herr Schwager? — Hölle und Teufel —

erwiederte der Hauptmann, mit den Füßen stampfend — wenn mir ein verdammter Jude einen solchen Streich spielte, würde ich den Kerl vom dritten Stockwerk hinabwerfen, daß Vater Abraham Ach und Weh schreien soll, wenn ihm so ein schwerer Klotz in den Schoos fällt.... Und du — und Sie Fräulein?.. fragte der Oberst Karolinen. Diese machte einen tiefen Knix. Bedanke mich schön für das Kompliment, Herr Oberst. Wahrhaftig, Sie sind ein artiger Herr. Wie kannst du dir nur denken, Karl, daß ich einen schwarzen, spitzbübischen Juden jemals lieb gewinnen könnte? — Es giebt auch blonde und ehrliche, erwiederte der Oberst. — Es ist freilich schlimm, es ist sehr traurig, nachdem man sich geliebt und geküßt hat, sich wieder zu verlassen. Aber was ist zu thun? — Du würdest also deinen Geliebten verstoßen, Karoline? — Wie anders? Die arme Klara würde ja ausgelacht werden, und ihr jüdischer Mann dürfte ja nicht einmal ins Casino gehen. Aber sie muß es gescheidt anfangen, wenn sie ihn fortschickt. Lieber Herr Schmul, würde ich meinem Bräutigam sagen — nicht wahr, Mutter, alle Juden heißen Schmul mit ihrem Taufnamen? — Lieber Herr Schatz, es ist wahr, ich habe Sie lieb gehabt; Gott weiß, wie es gekommen, ich war immer ein när-

riſches Mädchen geweſen — aber lieber Herr Schmul, ſeyn Sie vernünftig, wir können uns nicht heirathen. Seyn Sie nicht bös, lieber Herr Schmul: ſehen Sie, ich ſchenke Ihnen alle meine Brillanten, alle meine Blonden, ſind viel Geld werth, Sie können gute Geſchäfte damit machen auf der Braunſchweiger Meſſe; aber geben Sie mir mein Wort zurück.

Nimm es! ſprach der Oberſt mit bebender Stimme, und ſtürzte wie im Wahnſinne fort.

2.

Ihr habt mir die Spiele meiner Kindheit geſtohlen, Ihr ſchlechten Schelme! Ihr habt mir Salz geworfen in den ſüßen Becher der Jugend; Ihr habt die tückiſche Verläumdung und den albernen Spott hingeſtellt auf den Weg des Mannes — abhalten konntet Ihr mich nicht, aber müde, verdroſſen und ohne Freudigkeit erreichte ich das Ziel. Empfindung nach Empfindung habt Ihr mir getödtet, und einen Kirchhof geſchaffen aus dieſer lebensvollen Bruſt. Daß mir die Rache nicht einmal geblieben, daß ich nicht Kraft habe, zu vergeben, und nicht Ohnmacht genug, ſie zu züchtigen! Ich kann ſie nicht erreichen in ihrer Fuchshöhle, ich kann mich nicht bücken, ich kann nicht kriechen; und Recht behalten, wie im-

mer, wird das ſchlaue Vieh... Ach, dieſer ſchöne Sonnentag, wie ſchnell ging er vorüber! Da ſind ſie wieder, die alten Fledermäuſe, die mir ſo lange um Stirn und Ohren ſchwirrten; da biſt du wieder höhniſches Geſpenſt, das mich aus der Mutter Schoos in die Wiege, aus der Wiege in die Schule, aus der Schule in das Leben geneckt! Ein Wort — nein, weniger als ein Wort — die Erzählung eines alten Schalls — furchtbarer Zauber!.. Verloren, verrathen, betrogen!..

In dieſen heftigen Ausbrüchen eines verwirrten Sinnes und eines gekränkten Herzens ſuchte Karl ſich ſeines Grams zu entladen. Corre, ſein treuer Freund und Waffenbruder, ſtand ihm längſt zur Seite. Bravo! — rief dieſer, in die Hände klatſchend — Bravo, Charles! Herrlich, ganz unvergleichlich, wie Talma, ganz wie Talma! Haſt Probe gehalten? Werdet morgen die Komödie aufführen bei deiner gnädigen Mama? — Die Komödie iſt aus, erwiederte Karl. — Schon geſchehen? Schade, wäre gern dabei geweſen. Haſt Beifall gefunden? Hat die gnädige Sippſchaft dich gelobt? Hat die hohe Götterſchaft dir zugelächelt? O du Glücklicher! — Verloren, Alles hin, nur du allein bleibſt mir noch. — Karl ſank mit thränenden Augen an die Bruſt ſeines Freundes. — Was iſt das Charles, was

bedeutet das? Das iſt nicht Spiel, rede, was iſt geſchehen? — Karl ſprach und weinte ſich aus. — Das iſt Alles? Weil du ein Jude biſt? frug Corre unter Zorn und Lachen. Ich bin noch weniger, als du, ich bin nicht einmal getauft. Ich heiße Brutus, und, Gott ſey Dank! mein Name ſteht nicht im Kalender der Heiligen. Keines jener frommen Länder, die ſich geduldig ſchlachten, braten und verzehren ließen, führt meinen Männernamen; ich gehöre beſſer zu jenen kühnen Jägern, welche die Wölfe erlegt, die die Lämmer zerriſſen. — Alles, ſeufzte Karl, Alles iſt verloren! — Alles? fragte Corre mit gerührter Stimme, und dieſe Narbe iſt dir Nichts, und die Erinnerung, für wen du ſie trägſt, rechneſt du für Nichts? — Mit tauſend Herzen habe ich das Mädchen geliebt, und ſo zurückgeſtoßen zu werden von der Schwelle meines Glücks! — Sey ein Mann, Charles, du haſt ein Mädchen verloren, und dich gewonnen. Da es dahin gekommen, darf ich offen mit dir ſprechen. Ich kannte die Liebe nie, ich bin ein Kind des Lagers; aber es kann nichts Unwürdiges ſeyn, was meinen Charles beſiegte. Doch hätteſt du nur eine Andere gewählt! Und wäre es die ſchielende Aliſon, die liebliche Tochter unſerer Marketenderin geweſen; ich hätte Mondnächte mit dir

durchſeufzt und durchwacht, und hätte nicht gelächelt. Aber jenes eitle Pfauengeſchlecht iſt meiner Seele verhaßt. Du kennſt ſie nicht, Charles, ich kenne ſie beſſer. Den Hund verachten wir nicht ſo, wie ſie uns verachten. Die übermüthigen Verdorbenen, ob ich ſie kenne! Sie haben uns alle unſere Siege vorgebahnt. Fürſt und Land und Volk haben ſie verrathen. Eure Bürger haben wir mit den Waffen beſiegt, und nicht immer, jene Götter mit Gold und Tand, und überall. Sey froh, Charles! Wein her, laß uns dieſes Glas leeren. Es lebe die Freiheit! — Es lebe die Freiheit! rief Karl begeiſtert, und Tod und Verderben jeder Gewalt!

Die Thüre wurde mit Heftigkeit aufgeſtoßen, und der Hauptmann, Karolinens Bruder, ſtürzte wüthend in's Zimmer. Die vorgerückte Abenddämmerung ließ ihn erſt an ſeiner Stimme erkennen. Finde ich dich endlich, ſpitzbübiſcher Jude! Hab' ich den Schurken! Er drang mit einem Stocke auf Karl ein. Dieſer ſuchte ſeinen Degen und da er ihn nicht fand, drängte er ſich an Corre, ihm den ſeinigen aus der Scheide zu ziehen. Corre ſtieß ihn zurück. Wag' es nicht, ſagte er; dieſer Degen iſt mein, und ich hab' ihn zu führen. — So recht — ſchrie der Hauptmann mit Hohngelächter — Jud und Franzos,

Franzos und Jud, das gehört zuſammen, das ſteht Eines für das Andere. — Zieh! ſchrie Corre, wahr' dein Roſenblut, Page! Sie fielen aus, beim zweiten Gange ſtürzte der Hauptmann nieder und badete ſich in ſeinem Blute. — Eil, lauf zum Stabs-Chirurg, rief Corre beklommen. — Schick zum Pfaffen, ſprach Karl, ruhig und kalt; ruf den Pfaffen, daß er's zum Uebrigen lege.

3.

Karoline v. P. an ihre Freundin.

Wenn Sie Recht hätten, liebe Sophie, wenn in den Jahren der Jugend Wunden und Schmerzen bald heilten und vergeſſen würden — wäre ich dann nicht noch elender? Von meinem Glück iſt mir nur mein Leid geblieben, und das iſt leichter zu tragen, als ein leeres Herz. Geſtern war es ein Jahr, daß meine gute Mutter geſtorben, ich weinte den ganzen Tag. Mein Bruder weckte gewaltſam den ſchlummernden Zorn in ſeiner Bruſt auf; am Abend warf er Blut aus und war ſehr krank. Ach wie ſchrecklich ſind die Männer! Der arme Fritz! Er hat die Kraft nicht mehr, ohne Führung durch das Zimmer zu gehen, und hat noch die Kraft zu haſſen. Es iſt keine Hoffnung für ihn; das hat mir der Arzt

verrathen, der mir mit Troſt entgegen kam, ehe ich ihn ſuchte. Die Stichwunde, die er in der Bruſt erhalten, hat ihn unheilbar verlezt. Alle unſere Bekannten, welche meine Verbindung mit dem Oberſt getadelt, und mit meiner Mutter darüber grollten, haben uns verlaſſen. Nachdem uns das Unglück getroffen, ſahen ſie uns mit ſchadenfrohen Augen an, und jezt begegne ich nur gleichgültigen Blicken. Wie einſam iſt doch der Unglückliche! Ihr Gatte und Ihre Kinder, liebe Freundin, werden einen ſtets engern, einen ſtets ſüßern Kreis um Sie ſchließen, und Sie auch werden meiner nur gedenken, um Ihres Friedens inniger zu freuen.

Von dem Oberſten habe ich nichts gehört. Neulich ſagten ſie, er ſey in Gefangenſchaft der Engländer gerathen. Vielleicht war es nicht wahre Liebe, was ich für ihn gefühlt, aber es war die höchſte Neigung, der ich fähig war. Ich kann mich nicht mehr zurecht finden. Die Leiden meiner Mutter und meines Bruders haben mich irre geführt, und ich habe den alten Weg meines Herzens verloren. Er war ein edler Menſch, und liebte mich mit aller Zärtlichkeit. Ob er wohl an mich denkt? Er iſt ein Mann.

Wenn ich meinen Bruder verliere, werde ich in eine Erziehungs-Anſtalt zu kommen ſuchen

Frau v. C. hat mir ihr Haus angeboten; aber ich kann nicht Kinder ſehen unter den Augen ihrer Mutter; ich muß mich zu fremden Kindern geſellen, denken, ſie wären auch verlaſſene Waiſen, und ihre ältere Schweſter ſeyn.

Leben Sie wohl, liebe Sophie, und empfangen Sie meinen herzlichen Dank für Ihren gütigen Brief.

4.

Oberſt W. an Corre.

Cadix, den 26. Dec. 1819.

Ich kenne dein Herz, Corre, und glaube daran, auch wenn ich es nicht begreife. Aber jedem Andern würde ich ſagen: Du liebſt die Freiheit, und kannſt der Tyrannei nicht dienen? Nicht über Alles liebſt du ſie. Brutus hat den Blödſinnigen geſpielt — ich vermochte mehr als dieſer. Seit vier Jahren lächle ich wie ein Schurke, ſtecke Gold ein wie ein Bube, und ſchließe mit allen Kutten Brüderſchaft. Wohl manchmal am Abend ſinken mir die Knie von der Arbeit des Tages; dann laſſe ich mich in das Meer hinausſchiffen, erzähle den Wellen mein Geheimniß, und kehre geſtärkt nach Hauſe. Du fragſt mich, warum ich mein Vaterland fliehe?

Ich habe keines, ich habe die Fremde noch nicht geſehen. Wo Kerker ſind, erkenne ich meine Heimath; wo ich Verfolgung finde, athme ich die Luft meiner Kindheit. Der Mond iſt mir ſo nah wie Deutſchland. Nur einmal, in einer unverwahrten Stunde, habe ich dieſes umpanzerte Herz geöffnet, und da haben ſie mich ſchnell und gut getroffen. Es geſchieht nicht wieder.

Alles iſt gerüſtet, die Winde ſind günſtig, in wenigen Tagen wölbt ſich ein ſchönerer Himmel über mir. Ich habe nicht Zeit, mehr zu ſprechen, aber wiſſe, der Tag, an dem Du dieſen Brief erhältſt, war der glücklichſte in dem Leben Deines Freundes.

XII.

Altes Wiſſen, neues Leben.

Alphons, König von Aragonien, der Himmel und Erde kannte — er war beigenannt der Aſtronom, der Philoſoph und der Weiſe — hat geſagt: «Vieles beſitzt der Menſch, Vieles begehrt er; aber unter allen Gütern des Lebens ſind nur folgende wichtig: Altes Holz zum Brennen, alter Wein zum Trinken, alte Freunde zur Geſellſchaft, und alte Bücher zum Leſen. Das Uebrige iſt Lumperei.» Da jede wackre Hausfrau weiß, daß dürres Holz beſſer, als grünes brennt; da jedem braven Manne alter Wein angenehmer, als junger mundet, und dieſer wie jene weiß, welchen Vorzug erprobte Freunde vor neuen haben — ſo wollen wir blos von alten Büchern ſprechen.

Es iſt eine anerkannte Wahrheit, und die oft genug ausgeſprochen worden, daß es nichts Neues unter der Sonne giebt; wahrſcheinlich giebt es für die Bewohner auf und über ihr auch nichts

Neues. Was geſchieht, geſchieht zum wiederholtenmale; was gedacht wird, wurde früher ſchon gedacht; was geſagt, geſchrieben wird, haben ſchon Andere geſagt und geſchrieben. Wir glauben oft eine neue Wahrheit zu finden; aber wir finden ſie auch nur — ein Anderer hatte ſie verloren. Wir entdecken ſie, wie wir Amerika entdeckt, und ſo wenig der Naturkundige die neue Thierart, die er zum Erſtenmal beſchreibt, geſchaffen hat, ſo wenig haben wir die neuen Ideen geſchaffen, mit welchen wir zum Erſtenmale unſere Zeitgenoſſen bekannt machen. Da ſich nun dieſes ſo verhält, und wir uns alle aus Büchern belehren, iſt die Frage: Soll man dieſe Belehrung mehr aus alten, oder mehr aus neuen Büchern ſchöpfen? Wohl iſt das Erſtere anzurathen, aus mancherlei Gründen. Bei den Alten war das Leben von der Wiſſenſchaft nicht getrennt, ſie dachten ihr Leben, und lebten ihre Gedanken, und dieſen, da die ganze Fülle des Daſeyns ihrer Schöpfer darin abgedrückt war, konnte es an Kraft und Dauerhaftigkeit nicht fehlen. All ihr Thun, all ihr Reden kam aus dem Miniſterium des Herzens, und aus der geheimen Kanzlei des Geiſtes. Aber die Philoſophen und Staatsmänner unſerer Zeit haben, wie der Moniteur, einen kleinen offiziellen, und einen ſehr großen nicht-

offiziellen Theil. Wie kann nun Dauer, Kraft und Anmuth haben, was in einer verdrüßlichen Amtsſtunde gethan und geſchrieben wurde, in einer Stunde der Zerſtreuung, wo im Hintergrunde des Feierabends uns Weib und Kind, und Freund und Becher lockten? Auch iſt zu bedenken, daß viele neuere Schriftſteller, die wiſſentlich von den Alten Ideen genommen, und ſie für ihre eigenen ausgegeben, um den Diebſtahl zu verheimlichen, das Zeichen an den geſtohlenen Ideen vertilgt, und ihnen dadurch das Gepräge geraubt haben, worin ihre Eigenthümlichkeit ſich ausdrückte. Wir reden oft von der Einfachheit uud Klarheit der guten alten Schriftſteller; woher entſtand dieſe Einfachheit und dieſe Klarheit? Die Alten ſuchten weniger zu glänzen; nicht etwa, daß ſie beſcheidener geweſen, als wir ſind, aber das Gedränge der Redner und Schreiber war nicht ſo groß, als es jezt iſt, und man hatte, um ſich bemerkt zu machen, nicht nöthig, zu ſchreien und zu blenden. Die Alten hielten ſich an der Sache, an der Wahrheit, ſie gebrauchten keine ſchmetternden Worte, keine ſchimmernden Redensarten; ſie begnügten ſich, von ihren Anſichten ſcharfe und genaue Umriſſe zu geben. So ſind ſie der neuen Zeit zugekommen; es iſt aber mit den Gedanken, dieſen Abdrücken des menſchlichen Geiſtes,

wie mit den Kupferſtichen: die Abdrücke vor der Schrift ſind die beſten. Durch die Erfindung der Buchdruckerei ſind die Anſichten der Alten ſehr vervielfältigt, ſehr verbreitet, aber auch ſehr geſchwächt worden. Ueberdieß ſind wir mit ihnen verfahren, wie es die Kinder mit den Bilderbögen machen. Wir haben die Zeichnungen der Alten illuminirt, und da wir dabei aus Unachtſamkeit, Ungeſchicklichkeit, oder weil es ſchwer iſt, den Pinſel immer feſt und genau zu führen, oft rechts und links ausgeſchweift ſind, haben wir die Contouren verwiſcht, und man kann von unſerer neuen abgebildeten Wiſſenſchaft ſagen, daß die Wahrheit des Urbildes bei ihr zwar in der Mitte liegt, aber am Anfange und Ende verlezt worden. Aber wie bedeutend und unglückſelig iſt dieſes Ueberſchreiten! Um einer Wahrheit Daſeyn wird ſelten geſtritten, auch nicht zwiſchen den feindlichſten Geſinnungen; gekämpft wird nur um die Gränzen einer Wahrheit. Daher die Verwirrung unſerer und früherer Zeit. Wie ſchlimm! Als Chriſten können wir der Farben nicht entbehren, denn wir können der Perſpektive nicht entbehren. Jeder Grundſatz iſt uns nur ein Vorhang, den wir wegſchieben, um das zu ſehen, was dahinter iſt; da aber das Hintere auch ein Vorhang iſt, werden wir nicht fertig. —

Jede Wiſſenſchaft dient uns zur Leiter, darauf in den Himmel zu ſteigen, und ſind wir oben, oder glauben oben zu ſeyn, wenden wir der Leiter verächtlich den Rücken zu. Darum kommen wir nie zum Ziele, weil wir jeden Zweck, ſo bald wir ihn erreicht, zum Mittel erniedrigen; darum haben wir Vieles verwirrt, Vieles verwiſcht, und mancher guten Lehre der Alten — nicht den Werth, das vermochten wir nicht — aber den Preis geraubt. Weiter ſind wir freilich, als die Alten, wir ſind aber ſo weit gekommen, daß wir unſere Heimath nicht mehr finden, nnd während Jene in dem engern Kreiſe ihres Wiſſens alle Wege und Abwege kannten, fragen wir auf unſern weiten Fahrten, in Angſt und Sorgen, den Kompaß um die ſchwankende Weltrichtung an.

Wir wollen nur zweier Wiſſenſchaften gedenken — es ſind freilich ſolche, die das ganze menſchliche Daſeyn umfaſſen — worin die Alten die Neuen weit übertroffen: die Sittenlehre und der Staatslehre. Die Sittenlehre des Heidenthums iſt uns zu enge geworden, wir ſind ihr entwachſen; die Sittenlehre des Chriſtenthums iſt uns zu weit, wir füllen ſie nicht aus, und ſo leben wir — nicht ohne Sittlichkeit, denn, Dank der Güte und Kraft der menſchlichen Natur, daß

nicht Wahnſinn, nicht Bosheit und Gewalt ſie zu zerſtören vermochte — aber ohne Sittenlehre leben wir. Die Heiden waren kurzſichtig; ſie ſahen nicht über das Grab hinaus. Wie tolle Verſchwender vergeudeten ſie des Lebens Reichthum in wenigen irdiſchen Jahren; aber ſie ſtarben ſatt, in Unſchuld und Unwiſſenheit, wie die Kinder, und die Kinder ſind es, die am nächſten ſtehen Gottes Throne. Die Chriſten ſind weitſichtig, ſie erkennen das Leben nicht; ſie vermögen nur zu leſen, was mit Sternen am Himmel geſchrieben; eine Schrift mannichfacher Deutung fähig. Wie Geizige häufen ſie Schätze auf Schätze, Zinſen auf Zinſen, ſterben im und am Hunger, mit Sünden belaſtet, und dieſer Bürde ſich bewußt; aber verloren iſt, wer ſich aufgiebt; ſchuldig iſt, wer ſich ſchuldig fühlt; dort oben giebt es keine Fiskale und Verräther, und keine andere Klage hört der gnädige Richter an, als die der Kläger gegen ſich ſelbſt gewendet. Sie haben einen Gott des Himmels und einen Gott der Erde geſchaffen, die ſie als Parteihäupter betrachten, mit deren einem man es verderben müſſe, wolle man mit dem andern es halten! Man müſſe unglücklich ſeyn, um ſelig zu werden! Als wäre die Erde nicht auch ein Stück des Himmels, als wäre die Zeit nicht auch ein Theil der Ewigkeit,

und Gott überall! So bleibt uns, wie der Horizont, wo Himmel und Erde ſich berühren, des Glückes Fülle ewig fern. So ſtehen wir zitternd auf der zitternden Brücke, die vom Leben zum Tode führt, wagen nicht vorwärts zu gehen, haben nicht den Muth zu leben, und nicht den Muth zu ſterben. Freilich ſind wir beſſer, als wir denken, ſind glücklicher, als wir zu ſeyn glauben; aber unſere Seele iſt hypochondriſch — nicht krank genug, am Uebel zu ſterben, nicht geſund genug, ſich wohl zu fühlen. Jede natürliche und geſunde Neigung halten wir für eine Leidenſchaft; jede Leidenſchaft für eine Sünde; von jeder Sünde fürchten wir, ſie werde uns in die Hölle ſtürzen, und zwanzigmal im Tage zittern wir, der Teufel werde uns holen. Unglückſelige, die wir ſind! Der uns erlöſt, den haben wir gebunden, und ſo harren wir des neuen Meſſias, der den Erlöſer erlöſe; auf den Vater warten wir, der den Sohn mit dem heiligen Geiſt verſöhne. Kommt dieſe Zeit des dritten Teſtaments, dann wird der glückliche Menſch, wie die Bäume des Südens, zugleich Blüthen und Früchte tragen, den Frühling mit dem Herbſte verbinden, zugleich Chriſt und Heide ſeyn — und dann wird der Himmel ſeyn überall, wo ein klares Auge iſt, ihn zu erkennen.

Mit der Staatslehre iſt es noch viel ſchlimmer. Haben wir keine Sittenlehre, ſo haben wir doch wenigſtens eine Sittlichkeit, und man kann den Weg vom Herzen zum Kopfe auch ohne Landcharte finden. Wir haben aber nicht blos keine Staatslehre, ſondern auch keine Staatskunſt. Der Beweis für dieſe Behauptung wäre leichter zu führen, wenn der Beweiſe weniger wären; man muß ſich aber durch das Gewühl der neuen erſt durchdrängen, um zu den alten zu gelangen, welche hier allein zu gebrauchen ſind. Seit der Wiederbelebung der Künſte und Wiſſenſchaften in Europa haben alle Menſchen, jeder in ſeinem Kreiſe, die Erfahrung benutzt. Aerzte, Naturforſcher, Seefahrer, Handwerker, Kaufleute, Maler — nur die Staatsmänner haben von der Erfahrung nichts gelernt. Ihre Ungelehrigkeit zeigte ſich vorzüglich daran, daß ſie mühſam ihren Scharfſinn vergeudeten, die Verſchiedenheit der geſchichtlichen Verhältniſſe aufzufinden, aber nie ihren Witz gebrauchten, die verborgenen Aehnlichkeiten der Jahrhunderte zu entdecken. Sie urtheilten, und verfuhren darnach, wie ein Menſch urtheilen würde, der dächte: Ich werde nie ſterben, denn von allen Menſchen, die je geſtorben, hat keiner völlig meine Geſtalt gehabt. Hätte man den Anſtiftern und Lenkern des dreißigjäh-

rigen Kriegs geſagt: «Ihr guten Leute, gebt euch keine vergebene Mühe; erinnert euch, was Luther dem Churfürſten von Sachſen geſchrieben: «Ew. churfürſtliche Gnaden wiſſen nun und zweifeln nicht daran, daß im Himmel ganz anders, als zu Nürnberg, über dieſe Sache beſchloſſen iſt.» ... Glaubt den Todten, die Todten lügen nicht — ſie hätten geantwortet: «Luther war ein braver Mann, ein kluger Mann, ein rechtlicher Mann, wir glauben an ihn, wie an Gottes Wort; aber Luther hat von Nürnberg geſprochen, und nicht von Prag.» Wie iſt mit ſolchen Leuten fertig zu werden? Büſchings Geographie iſt gar dick. Und hätte Luther von Prag geſprochen, ſo hätte er nicht von Leipzig geſprochen; und hätte er von Leipzig geſprochen, ſo hätte er nicht von Magdeburg geſprochen; und hätte er von Magdeburg geſprochen, ſo hätte er nicht von Nördlingen geſprochen, und von welchem Orte er alſo geſprochen hätte, er hätte vergebens geſprochen. Was hätte auch die Staatsmänner belehren und bilden können? Die Geſchichte der lezten Jahrhunderte war nur eine Familiengeſchichte, und man regierte Europa, indem man höchſtens ſechs Menſchen leitete. Dieſes iſt ſo wörtlich wahr, daß, ſo bald in einem Ereigniſſe der ſiebente Mann hinzutrat, ſie zu

kurz kamen mit aller ihrer Schlauheit. Sie haben die Reformation, den Abfall der Niederlande, die engliſche und die franzöſiſche Revolution weder zu verhindern, noch zu lenken gewußt. Freilich kann man ſagen: «Das lag außer dem Kreiſe menſchlicher Macht!» — aber verſucht haben ſie es doch, und wer das Unmögliche verſucht, zeigt, daß er das Mögliche nicht vermag, und daß er das Wirkliche nicht faßt. Die Experimental-Politik hat keinen größern Werth als die Experimental-Phyſik; ſie kann gleich jener dazu dienen, auf hohen Schulen die Erſcheinungen der Geſchichte zu erklären, die Elemente und Miſchungen der menſchlichen Verhältniſſe den Sinnen darzuthun, aber ſie lehrt nicht, wie man die Natur der Dinge ändert. Die Phyſiker und Chemiker mögen in ihrem Kabinette elektriſche Funken herausziehen, galvaniſche Schläge geben, eine Luftart bilden, Säuren und Alkalien darſtellen: aber das Wetter, das Klima zu ändern, Wind, Donner, Blitz und Regen zu machen oder zu vertreiben — das vermögen ſie nicht. Die Politiker der frühern Jahrhunderte waren Staats-Chirurgen, aber keine Staats-Aerzte. Zwar hatten die Beſten unter ihnen den Lehrſatz des Hippokrates angenommen: «Was Arzneimittel nicht heilen, heilt das Eiſen; was das Eiſen nicht

heilt, heilt das Feuer.» Aber sie hatten den Satz umgekehrt und gesagt: «Was das Feuer nicht heilt, heilt das Eisen; was das Eisen nicht heilt, heilen Arzneimittel.» Demnach hatten sie gegen kranke Zeiten zuerst Kanonenfeuer gebraucht; half dieses nichts, operirten sie die Köpfe, und half auch dieses nichts, fingen sie über innere Mittel zu sinnen an. Aber dann war es zu spät, der Kranke war gestorben, und es war nichts mehr zu heilen da. Und gab es einen Kranken, der Feuer und Eisen überstanden, so zwangen sie ihm nicht blos die bittere Arznei, sondern auch den Löffel auf, worin sie ihm die Arznei gereicht — und der Kranke erstickte. Da waren die Staatsmänner des Alterthums ganz andere Menschen! Die heutigen Spanier, so schlimm sie auch seyn mögen, sind lange nicht so hartnäckig, als das jüdische Volk gewesen — denn dieses konnte man bis jezt noch nicht bändigen — und doch war Moses mit ihnen fertig geworden! Wie mächtig haben Sesostris, Confucius, Solon, Lykurg, Manco-Capac gewirkt; wie Metall haben sie ihre Völker umgeschmolzen! Ihr sagt: «Die hatten es mit rohen Völkern zu thun, hätten sie, wie wir, es mit ausgebildeten zu thun gehabt, wäre ihnen das Unternehmen auch nicht gelungen.» ... Das heiß ich vortrefflich antworten; ich habe

nichts anders hören wollen! Ausgebildete Völker schmilzt auch kein Moſes um, und ſtünden ihm alle egyptiſchen Plagen zu Gebote.

Woher kommt es aber, daß wir keine Staatslehre und keine Staatskunſt haben? Zu dieſer Unterſuchung iſt hier der Ort nicht, und ſie wäre auch ohne Nutzen; denn die Uebel in der Zeit werden nicht, wie die im Raume, an ihrer Quelle geheilt, da man die Vergangenheit weder austrocknen noch ableiten kann. Es ſoll nur gezeigt werden, daß wir nicht an jenem Mangel litten, wenn die Kenntniß des Alterthums gründlicher und verbreiteter wäre. Eine ſolche Kenntniß aber würde nicht blos auf die wiſſenſchaftliche Bildung der Zeitgenoſſen, ſondern auch auf das wirkliche und allſtündliche Leben von unausſprechlich wohlthätiger Wirkung ſeyn. Was die Kämpfe unſerer Tage ſo ſchrecklich macht, iſt nichts anderes, als die Ueberraſchung, mit welcher den Kämpfenden auf beiden Seiten die Erſcheinungen der Geſchichte entgegentreten. Ueberraſchung aber gebiert Schrecken, Schrecken iſt der Vater der Verzweiflung, und Verzweiflung iſt blind. Wir Alle, verſchiedenen Geſinnungen zugethan, ſind im Wahne, es geſchähe Neues; neue Laſter, neue Rechte, neue Rechtsverletzungen und Anmaßungen wären entſtanden. Aber die Tyrannei iſt alt, und die

Freiheit iſt alt, und der Kampf zwiſchen beiden iſt alt. Weil wir den Umlauf der Menſchheit nicht kennen, verwechſeln wir die Witterung mit den Jahreszeiten. Fällt im Mai rauhes Wetter ein, jubeln dieſe und trauern jene: die Sonne ginge zurück. Hat der November einen warmen Tag, wehklagen jene und jauchzen dieſe: der Frühling komme; und ſo tritt nach jeder gewonnenen und verlornen Schlacht der Uebermuth der Sieger und die Verzweiflung der Beſiegten hervor. Eines Morgens wird man die Flüſſe gefroren, oder die Bäume in Blüthe finden, und die rothen oder die weißen Narren werden den Mund aufſperren! Kennten wir das Alterthum, würde uns die Vergangenheit als Landcharte für die Gegenwart dienen, und kann man auch mit der beſten Charte in einer fremden Gegend einen Fußpfad verfehlen, ſo geht man doch in den Hauptrichtungen nicht irre, und mit ihr verſehen, wird man nie einen Ort in Europa ſuchen, der in Amerika liegt. Manche Menſchen und manche Völker eifern gegen die Machthaber mit Wort und That, weil ſie glauben, daß ſie im Drucke lebten; kennten ſie aber die Lage, worin die alten Völker geweſen, würden ſie ihre eigene beneidenswerth finden. Sie würden einſehen, daß ihnen Gewerbfleiß und Wohlſtand eine

Unabhängigkeit geben, welche die Bürger der alten Staaten nie beſaßen; daß dieſe ihren Lebensunterhalt von den Großen und Reichen erbetteln, und die empfangenen Almoſen theuer vergüten mußten. Mancher eifert gegen den Adel, nur weil er nicht weiß, daß Rom acht Jahrhunderte von den Patriziern beherrſcht, und von ihnen zum erſten Reiche der Welt erhoben wurde, und daß in den reinen Demokratien des Alterthums eine Ariſtokratie des Geiſtes herrſchte, die viel demüthigender war, als die der Geburt, weil ſie ſich auf Wenige erſtreckte, und viel entmuthigender, weil ſie Keiner, dem ſie die blinde Gunſt der Natur verſagte, je verdienen oder erſchmeicheln konnte. Mancher würde von der Herrlichkeit republikaniſcher Regierungsverfaſſung weniger ſchwärmen, wenn er wüßte, daß die erſten Staatslehrer der Griechen und Römer derjenigen Verfaſſung den Vorzug gegeben, in der eine ſtarke Miſchung von Monarchie enthalten. Mancher findet es reizend, daß das Volk in Athen und Rom zu den wichtigſten Staatsverhandlungen ſeine Stimme geben oder verſagen, Krieg und Frieden beſchließen, verdammen und freiſprechen, beſtrafen und belohnen konnte; und er weiß nicht, daß damals die Menge von den Demagogen ganz ſo gebraucht wurde, als jezt die Soldaten von den

Machthabern gebraucht werden, welchen man im Kriege zu ſchlagen, ſtoßen, tödten, ſchreien, ſchimpfen, zu plündern verſtattet, die aber Alles, was ſie thun, nicht für ihren eigenen Vortheil, ſondern für den Nutzen der Anführer thun. Mancher brave Menſch findet es beſchämend, daß er den Lohn für ſeine Verdienſte nur durch Kriecherei erlangen kann. Er wiſſe aber, daß es ſonſt viel ſchlimmer war; daß man ſich jezt bei den Großen wenigſtens mit Bücklingen und Schmeicheleien abfinden kann, im Alterthume aber die Patrone eine geſetzliche Herrſchaft über ihre Klienten hatten, die in vielen und wichtigen Lebensverhältniſſen äußerſt drückend war. Und wenn dieſes auch nicht ſo, wenn die jetzige Lage der Völker auch wirklich ſchlimmer wäre, als die der Alten war, ſo würden die, die für eine Verbeſſerung dieſes Zuſtandes kämpfen, ihren Streit beſonnener und milder führen, wenn ſie das Alterthum beſſer verſtünden; ſie würden dann weniger Kraft und Zeit in zappelnder Geſchäftigkeit fruchtlos verſchwenden. Wiſſen wir nicht, wie ſich eine Freiheit ausbildet, ſo wiſſen wir doch, wie eine Freiheit zerſtört wird. Wer nie einen Sonnenaufgang geſehen, kann ſich eine Vorſtellung davon machen, hat er nur je einem Sonnenuntergange beigewohnt. Wer die Geſchichte Roms, von der

Zerſtörung Karthago's bis zur Zeit der römiſchen Kaiſer verfolgt, braucht, um die Zukunft zu beſtimmen, dieſe Geſchichte nur zurückzuführen; denn die Vorſehung heilt die Krankheiten der Menſchheit, wie die Natur die Krankheiten der Menſchen heilt, die, wenn ſie in Geneſung übergehen, mit ihren lezten Erſcheinungen zuerſt, und mit ihren erſten zulezt verſchwinden. Auf dieſe Weiſe würde eine genaue Kenntniß des Alterthums den ſtrebenden Völkern nützen. Was aber die Staatsmänner betrifft, die, ſey es aus Pflicht oder aus Neigung, der anmaßenden Freiheit widerſtreben, ſo würden ſie ſchneller und ſicherer ihren Zweck erreichen, wenn ſie, ſtatt Ximenes, Richelieu und Alberoni, die Taſchenſpieler waren, ſich Mäcenas zum Muſter nähmen; ſie würden aus der vierzigjährigen Regierung des Auguſtus beſſer lernen, wie man ohne Gewalt dem Freiheitsrauſche begegne, als aus der ganzen Geſchichte der drei lezten Jahrhunderte. Sie würden Tacitus um Rath fragen, und nicht «Halle's Magie der Staatskunſt,» da dieſe jezt in Jedermanns Händen iſt, und man mit Becher und Muskatnuß nur noch Kinder und ihre Ammen in Erſtaunen ſezt, aber Männer nicht mehr.

Natürlich wird man fragen: Iſt denn die klaſſiſche Literatur nicht verbreitet genug? Geht

nicht unſer Aller Jugendbildung von ihr aus? Wir wollen ſehen, wie es ſich damit verhält. Zuvörderſt iſt zu bedenken, daß nur die gelehrten und die höhern Stände ſich einer klaſſiſchen Bildung erfreuen; daß aber, nicht was der Gelehrte und der Edelmann, ſondern was der Bürger und der Bauer denkt und fühlt, auf das geſellige Leben Einfluß hat. Die hohe Bedeutung des gelehrten Standes ſoll dadurch nicht herabgeſezt werden. Er bildet das Magazin der Wiſſenſchaft, aus dem man ſich für die täglichen Bedürfniſſe verſorgt; aber eben an dieſer Anwendung darf es nicht fehlen. Das Getreide auf den Speichern ſchüzt gegen den künftigen, doch nur das Getreide beim Bäcker ſtillt den Hunger des Augenblicks. In Deutſchland ſind die Wege, die von der Wiſſenſchaft zum Leben führen, in zu geringer Zahl, und ſie ſind unfahrbar. Der wiſſenſchaftliche Reichthum der Franzoſen iſt vielleicht hundertmal kleiner, als der der Deutſchen, er wirkt aber eben ſo ſtark; denn während das Kapital in Frankreich hundertmal umgeſezt wird, geſchieht es in Deutſchland nur einmal. Der Franzoſe weiß freilich nicht mehr, als was er geſagt und geſchrieben; aber Alles, was er weiß, ſagt und ſchreibt er, und wiederholt es jeden Tag. In Deutſchland darben wir aus lauter Ueberfluß. Soll der Deut-

ſche darüber murren? Vielleicht weiß die Vorſehung was ſie thut und geſchehen läßt; vielleicht hat Deutſchlands Schutzgeiſt auch ſeinen Traum gehabt von den ſieben magern Kühen, und ſorgt für die Zukunft. Aber die Abſichten der Vorſehung können wir nicht durchſchauen, und wir müſſen das Unſrige thun. Im gewöhnlichen Laufe der Dinge läßt ſich nicht befürchten, daß eine allgemeine Dürre den Wachsthum der deutſchen Wiſſenſchaft zurückhalten; daß Hagelſchlag und Heuſchrecken deren Fluren zerſtören werden; Europa ginge darüber zu Grunde. Was die Schweiz in geologiſcher und politiſcher Beziehung für unſern Welttheil iſt: der feſte Gebirgskern, der ihn gegen eine allgemeine Ueberſchwemmung, das neutrale Land, das ihn gegen Alleinherrſchaft ſichert — das iſt Deutſchland für Europa in ethiſcher Beziehung. Es hält den Orientalismus und die Beharrlichkeit des Nordens von dem Republikanismus und der Beweglichkeit des Südens ab, daß weder Deſpotie noch Anarchie Alles überſchwemme. Würde die Neutralität der deutſchen Wiſſenſchaft verlezt, dann wäre ein allgemeines Verderben unvermeidlich. Doch die Gefahr iſt zu groß, als daß ſie zu befürchten wäre.

Der vorausgeſezten Einwendung des Leſers: daß die Kenntniß der klaſſiſchen Literatur verbrei-

tet genug wäre, wurde erſtens dadurch zu begegnen geſucht, daß daran erinnert wurde, wie ſich dieſe Kenntniß nicht auf alle Stände erſtrecke. Jezt aber iſt noch darzuthun, daß ſelbſt jene Menſchen, auf deren Erziehung das klaſſiſche Alterthum einfließt, nicht innig genug davon durchdrungen ſind, daß man eine ſonderliche Wirkung auf das geſellige Leben dabei ſpüre. Man macht uns auf Schulen mit den Schriften der Griechen und Römer bekannt; lernen wir aber viel mehr als deren Sprache? verſtehen wir mehr als Worte? Iſt ein Knabe fähig, den Zuſammenhang der alten Religionen, Sitten, Philoſophien und Staatsverfaſſungen zu begreifen? Kann er daher Cicero, Tacitus, Demoſthenes, Plato verſtehen? Er wird nicht einmal fähig ſeyn, die Schönheiten Homers und Virgils zu faſſen. Nach geendigten Schuljahren aber legt man die Klaſſiker zurück, um ſie ſelten mehr zu öffnen. Freilich war jener Jugendunterricht dennoch nicht vergebens. Er öffnete uns die Pforten des Alterthums, und es bleibt uns freigeſtellt, ob wir hineintreten wollen. Er übt unſern Geiſt, wie ihn die Mathematik auch übt, ob wir zwar leztere ſo ſehr vergeſſen, daß wir in reifern Jahren oft kein gleichſeitiges Dreieck mehr zu conſtruiren wiſſen. Diejenigen, welche das Studium des

klaſſiſchen Alterthums fortſetzen, die Philologen, halten ſich aus Neigung und Beſtimmung mehr an der Form, an Buchſtaben, und ihnen gilt das «ſtirbt der Fuchs, ſo gilt der Balg» nicht blos zum Troſte, ſondern auch zur Aufmunterung — ſie tödten den Fuchs, damit der Balg gelte. Man kann alſo höchſtens ſagen, daß wir mit dem klaſſiſchen Alterthum bekannt ſind, aber befreundet ſind wir nicht mit ihm. Nur in England iſt dieſes beſſer; man merkt es aber auch den brittiſchen Staatsmännern an allen ihren Reden und Handlungen an, daß ſie noch etwas mehr gelernt, als ihren Vattel und Martens, und daß ſie häufiger an das alte zerſtörte Karthago, als an die ſchönſten neuen Coloniſirungs-Syſteme denken.

Es giebt zwei Mittel, den Einfluß der klaſſiſchen Literatur auf das Thun und Denken der Zeitgenoſſen zu vermehren: Ueberſetzungen und Kritik. Durch jene wird für die Kenntniß des Alterthums in der Breite, durch dieſe in der Tiefe gewonnen. Es fehlt Deutſchland weniger als jedem andern Lande an guten Ueberſetzungen, aber das Bedürfniß iſt noch lange nicht vollſtändig befriedigt. Der Mangel entſpringt daher, weil es meiſt Philologen waren, welche jene Ueberſetzungen verfaßten, aber auch die genaueſte

Kenntniß der alten Sprachen eben ſo wenig ausreicht, um in den Geiſt der alten Schriften einzudringen, als die Kenntniß der Mutterſprache genug iſt, uns jedes Buch, das in ihr geſchrieben iſt, verſtändlich zu machen. Wir haben Homer, Virgil, Plato, Ciceros Buch von den Pflichten vortrefflich im Deutſchen überſezt, weil es dort ein Dichter, hier ein platoniſcher Geiſt und hier ein tugendhafter Mann geweſen, der das Werk unternommen. Von manchen hiſtoriſchen und politiſchen Schriften der Alten aber fehlen uns noch gute Ueberſetzungen. Ein Conrektor in ſeinem glücklichen beneidenswerthen Still-Leben iſt nicht fähig, Welthändel zu begreifen. Zu den Ueberſetzungen müſſe ſich die Kritik geſellen, welche die Aufmerkſamkeit des lebenden Geſchlechts zu den alten Schriftſtellern hinleitet, und deren Werth beſtimmt, und zwar in der Münze unſerer Zeit berechnet. Durch eine ſolche Kritik würde nicht blos die klaſſiſche Literatur zu allgemeiner Kenntniß gebracht, ſondern es würde auch noch etwas Anderes dabei gewonnen werden. Wir ſind oben von dem bekannten Satze ausgegangen, daß ſich die meiſten Ideen der neuen Denker auch ſchon bei den Alten fanden. Will man nun irgend eine Anſicht der Kritik unterwerfen, ſo verfährt man viel vorſichtiger und

ſchüzt ſeine eigene Rechtlichkeit viel beſſer, wenn man dieſe Anſicht aus einem alten, als wenn man ſie aus einem neuen Schriftſteller herholt. Jede Kritik der Zeitgenoſſen oder gleichzeitig geltender Anſichten muß nothwendig perſönlich in der Art werden, daß die Perſönlichkeit des Kritikers zum Vorſchein kömmt. Gleichzeitige Ideen nehmen Platz ein, von welchem ſie der Kritiker, will er ſeine eigenen Ideen aufſtellen, verdrängen muß. Die Ideen der Alten aber ſind unter der Erde; ſie nehmen uns den Raum nicht weg, und wir können ſie daher beſtehen laſſen, ohne unſerm eigenen Urtheile zu ſchaden. Wollten wir uns z. B. über die jeſeitigen Vorzüge einer monarchiſchen, ariſtokratiſchen oder demokratiſchen Verfaſſung ausſprechen, und zu dieſem Zwecke ein Werk in Unterſuchung nehmen, worin jener Gegenſtand behandelt worden, ſo würden wir allerdings in Benjamin Conſtants und in den politiſchen Werken anderer neueren Schriftſteller alle die Anſichten finden, die Cicero und Ariſtoteles hatten, und vielleicht mehrere und beſſere; der Unterſchied iſt aber, daß wir die erſtern als Gegenſtände der Zuneigung oder Abneigung betrachten, während uns die andern als nothwendige Naturweſen ganz ſo, wie dem Naturforſcher die Geſchöpfe der Thier- und Pflanzenwelt erſcheinen,

die er mit gleicher Treue und Unparteilichkeit beſchreibt, das Thier mag zahm oder wild, die Pflanze giftig oder geſund, die Blume ſchön oder unanſehnlich ſeyn. Man denke ſich, es erſchiene heute ein geſchichtliches Werk, wie das des Römers Suetonius von den Lebensbeſchreibungen der zwölf erſten Kaiſer iſt. Das Buch iſt in einem elenden langweiligen Kanzleiſtyle geſchrieben. Der Verfaſſer erlaubt ſich nie ein Urtheil; wahrſcheinlich hatte er keines. Er hört nichts und ſieht nichts und ſtellt den ungehörten Schall und die ungeſehene Farbe den Sinnen der Leſer zur beliebigen Aufnahme vor. Er ſpricht mit gleicher Wichtigkeit von den größten Staatsbegebenheiten und dem häuslichen Leben der Kaiſer. Er deckt ganz ohne Scham ihre geheimſten Sünden auf; nicht etwa aus wildem Humor oder aus Tyrannenhaß, ſondern weil er einem Anatomen gleicht, der ein Ohrläppchen wie das Herz, mit gleichem Fleiße zergliedert. Erſchiene jezt ein ſolches Werk, würde es ſicher zu keinem Rufe kommen, und von den Kritikern mit Geringſchätzung behandelt werden. Sie würden ſagen: «Der Herr Verfaſſer hat einen ſchlechten Styl; es fehlt ihm an hiſtoriſchen Forſchungsgeiſte; er macht Sittenloſigkeiten bekannt, die beſſer verheimlicht worden wären; die Geſchichte iſt keine Spinnſtube.» Weil aber

das Buch alt iſt, ſind wir im Stande es unparteiiſch zu beurtheilen, und wir erklären es für eines der lehrreichſten Werke, das uns von den Römern zugekommen. Es iſt wahr, Sueton hat keinen ſchönen Styl; aber um ſo weniger verhüllen glänzende Farben den Gliederbau der Geſchichte. Er hat kein Urtheil; deſto unbefangener kann der Leſer urtheilen. Er ſpricht mit beleidigender Gleichgültigkeit von Eckel erregenden Sünden; da aber damals Rom die Welt, der Kaiſer Rom, und das Laſter den Kaiſer beherrſchte, ſo war die Welt im kaiſerlichen Schlafzimmer, und die Weltgeſchichte in den kaiſerlichen Sünden.

Dieſe Kritik und Verjüngung der alten Literatur dürfte ſich nicht blos auf die Schriften der Griechen und Römer beſchränken, ſie müßte auch auf die ältern Werke der ſpätern Völker ausgedehnt werden; auf die der Engländer, Franzoſen, Spanier, auf die der Deutſchen zumal. In Frankreich iſt das literariſche Fürſtenthum erblich, Corneille und Racine ſind heute noch ſo angeſehen, als ſie es ehemals waren; in Deutſchland aber ſind die Geiſtesfürſten Wahlfürſten, und es iſt daher in jedem Jahrhundert neu zu unterſuchen, wer zu herrſchen verdiene, wer nicht. Wie viele unter den Leſern des Morgenblatts kennen Leſſing, Klopſtock — was man kennen heißt, wie

ſie Goethe und Schiller kennen? Die Anſichten älterer Schriftſteller ſind aber oft lehrreicher, als die der gleichzeitigen, denn die Ideen der Zeitgenoſſen ſchöpfen wir aus dem Leben auch, die der Verſtorbenen nur aus Büchern. Wie Viele kennen Abbt, Mendelsſohn, der von den Roſen der Philoſophie die Dornen weggebrochen, wie Viele Hutten und den unvergleichlichen Luther? Wie Viele kennen den holden Fielding, Richardſon, den man gähnend verehrt, den immer lächelnden Sterne, Swift, Goldſmith? Wie Viele kennen Montaigne, Rabelais, Bayle, den man heißhungrig verſchlingen würde, wären die Biſſen nicht zu groß, und wären ſeine Werke in Almanachen abgedruckt? Wer kennt Barthelemy's Anacharſis auswendig, wie das Einmal-Eins — eine Kenntniß, die Jeden in dieſen Tagen allſtündlich erquicken würde? Sie ſind in Erinnerung zu bringen und anzupreiſen. Ja es iſt zu vermuthen, daß die Bibel ſelbſt, die das ſchönſte aller Bücher wäre, wenn ſie auch nicht das heiligſte wäre, Weltleuten von Geſchmack ſehr gefallen würde, kämen ſie nur erſt dazu, ſie zu leſen. Aber ſie erfahren nicht eher etwas von ihr, als bis ſie im Leipziger Meßkatalog unter den Büchern verzeichnet ſteht, «die wirklich fertig geworden ſind,» und ſie leſen ſie nicht eher, als bis ſie in einem

beliebten Literatur-Blatte gelobt werden. Auch noch Anderes iſt zu bedenken. Es giebt Schriftſteller, die zu ihrer Zeit gar nicht verſtanden worden, weil ſie ihrer Zeit vorausgeeilt waren; auf uns hat ſich die Pflicht herabgeerbt, ſie in ihre angeborne Würde wieder einzuſetzen. Es giebt andere, die zu ihrer Zeit keine Bedeutung haben konnten, weil ihr Geiſt keinen Stoff vorfand, ſich daran abzubilden; uns käme es zu, jener ungebrauchten Kraft Beſchäftigung zu geben. Als Luther lebte und ſchrieb, und noch zwei Jahrhunderte nach ihm, war Krieg in der Kirche, und Luther's Feinde, wie ſeine Freunde, ſuchten und fanden in ſeinen Werken nichts Anderes, als Waffen zu ſeiner Vertheidigung oder zu ſeiner Bekämpfung. Aber uns gebührt es, die Zeitgenoſſen mit der herrlichen Sprache und dem lebenskräftigen Geiſte in Luthers Schriften bekannt zu machen. Leſſing war ein mächtiger Schmiedehammer, der auf einen nackten Amboß ſchlug; denn zu ſeiner Zeit hatten die Deutſchen weder Theater noch Literatur, und der Hammer fand kein Eiſen zu ſchmieden. Wir aber ſollten die Werke der ſpätern Schriftſteller dem ſtrengen Urtheile jenes unterirdiſchen Richters vorlegen. Jean Paul lebt jezt ſchon dem zweiten Geſchlechte, und er ſteigt mehr und mehr in der Liebe und

Achtung der Zeitgenoſſen. Aber er gleicht einem zum Tode Verurtheilten, der, weil er ſpäter unſchuldig und tugendhaft befunden, frei umhergeht und ſich der Theilnahme der Menſchen erfreut; doch das alte förmlich ausgeſprochene Urtheil iſt nicht förmlich aufgehoben worden. Es wäre ſchön und erſprießlich, die Kritik jener ältern deutſchen Philiſter, die Jean Paul in ſeinen Schriften mit dem Ausdrucke: «allgemeine deutſch-bibliothekariſche Menſchen» bezeichnet, in Erinnerung zu bringen und ſie umzuändern. Voltaire's Flammengeiſt droht zu verlöſchen; denn alle die Gebäude alter Mißbräuche, alle die Narrenhäuſer, alle die Zwingburgen, die er angezündet, ſind jezt niedergebrannt, und es thut Noth, neues Holz in die Flamme zu werfen. Am beſten wäre, für die Kritik älterer Schriftſteller ein eigenes Journal zu bilden. Das Converſations-Lexikon, das ſonſt viele Vorzüge hat, iſt darin mangelhaft. Es hat die neuen Schriftſteller ſo ſo beurtheilt, die ältern aber nicht einmal ſo ſo. Von Fielding, Richardſon und Andern erfahren wir nicht viel mehr, als daß ihre Eltern arm oder reich, daß ſie ſelbſt bei dieſem oder jenem jungen Herrn Hofmeiſter geweſen, und daß ſie am Schlage oder am Podagra geſtorben. Eine

Zeitschrift erwähnter Art wäre sehr ersprießlich; das alte Wissen würde das neue Leben berathen, und das neue Leben das alte Wissen verjüngen.

XIII.

Der Janus-Tempel.

«Frühe Weisheit, ſpäte Liebe!» ... So oft mein fünf und dreißigjähriger Freund — nicht unſere Freundſchaft, er iſt ſo alt — dieſen ſelbſt gezogenen Spruch herſagt, macht er ein gar närriſches Geſicht dazu, und ſchüttelt ſich, wie ein Pudel, wenn er aus dem Waſſer kommt. Neulich beſuchte ich ihn. Ich fand ihn, den Kopf auf der linken Hand geſtüzt; in der rechten Hand hielt er eine Feder, und ſchien in das vor ihm liegende Papierheft geſchrieben zu haben. — Wie geht dir's, Fritz? Du ſiehſt ja aus wie der Gott des Novembers! — «Frühe Weisheit, ſpäte Liebe!» erwiederte er, und begleitete ſeine Worte mit einem langgehaltenen Viertel-Seufzer. — Wo iſt deine liebe Frau? — «Liebe Frau!» Er ſprang vom Stuhle auf. «Ja, lieb ſind ſie alle, bis man ſie liebt.» — Ich ließ ein helles Gelächter erſchallen.... Eheliche Leiden! Das iſt prächtig! Warte, Fritz, dazu muß ich mir's

bequem machen. . . . Ich ſezte mich in den weichſten Seſſel, ſchlug die Beine über einander, und ſtrich mir behaglich den Magen. . . . Jezt erzähle, Freundchen, das wird mich erquicken. Süß iſt's, vom ſichern Hafen aus, Schiffbrüchige zu ſehen!

«In meiner ſechswöchentlichen glücklichen Ehe habe ich mich ſchon achtmal mit meiner guten Sophie gezankt, und habe ſchon acht trübe Tage gehabt. Nach Süßmilch's göttlicher Ordnung im Leben und im Sterben lebe ich noch neun und zwanzig Jahre. In ſechs Wochen acht Tage, kommen auf das Jahr zwei Monate, vier Tage, ein und zwanzig Stunden und zwanzig Minuten; welches in neun und zwanzig Jahren fünf Jahre, einen Monat, ſieben und zwanzig Tage, eilf Stunden, zwei Minuten und dreißig Sekunden aſtronomiſche Trauerzeit beträgt.» — Wahr, ſehr wahr, Fritz! Die Ehe iſt ein mathematiſches Unglück. — «Und wenn du, Karl, früher ſtirbſt, als es der gute Süßmilch ausgerechnet, und ich erbe einen Theil deiner Jahre als Legat, dann lebe ich noch länger, und die Summe meines Jammers wird noch größer.» — Darüber ſey unbeſorgt, Fritz, ich werde dir dieſen Verdruß nicht anthun. Aber, das werden auch wichtige Dinge ſeyn, über die ihr euch entzweit! Das ſind die Frühlings-Aequinoktial-Stürme der Ehe;

ſie gehen vorüber. — «Ja, ſieh nur ſelbſt, wie ſie vorübergehen!» Mein Freund zeigte mit den Fingern nach dem Ofen. Der Ofen war von weißem Porzellan, mit meſſingnen Bändern umgeben, die zwei Stufen, auf welchen er ſtand, und die Marmorplatte, die ihn bedeckte, gaben ihm das zierliche Anſehen eines Altars. Ueber der Platte erhob ſich eine meſſingne Säule, die in eine Kugel endigte. «Siehſt du das offne Thürchen?» — Du wirſt doch nicht einheizen wollen? Es ſteht ein Gewitter am Himmel. — «Was kümmert dich das Gewitter; es ſteht an meinem Himmel. Schon zwei Tage ſteht das Ofenthürchen geöffnet!» — Fritz, ſeit deiner Heirath biſt du ganz paraboliſch geworden; du mußt dich deutlicher erklären. — «Ich unterrichte meine Frau in der Mythologie.» — Nicht wahr, und für deine papiernen Fabeln giebt ſie dir großmüthig baare Geſchichten? — «An dem Tage, da wir uns zum Erſtenmale gezankt, hielten wir gerade am Gotte Janus und am Janus-Tempel, den die Römer im Kriege öffneten und im Frieden ſchloſſen. Ich nahm mir vor, einen Scherz nützlich zu verwenden. Sophie, ſagte ich, hier der Ofen ſey unſer Janus-Tempel. So oft wir in Streit kommen, werde ich das Thürchen öffnen. Willſt du Frieden, kannſt du es ungefragt zu-

machen; du weißt, liebe Sophie, ich bin in jedem Augenblick zu versöhnen.« — Das hast du gut gemacht, Fritz. Man sollte eigentlich Janus den Gott der Ehe nennen. Er hat zwei Gesichter; er öffnet und schließt die Pforten des Himmels; er trägt in der rechten Hand den Zepter: das ist der Mann; und in der linken einen Schlüssel: das ist die Frau. Hast du das deinem Weibchen auch erzählt? — «Ja; aber sie wußte es schon. Der Himmel weiß, woher sie das erfahren hat, denn sie war übrigens in der Mythologie wenig bewandert.» — Und das wundert dich, Fritz? In der Erkenntniß ihrer eignen Rechte nehmen es die Weiber mit den besten Juristen auf. — «Der Scherz half; meine gute Sophie kann das Ofenthürchen nicht offen sehen. Wenn sie einige Stunden geschmollt hat, schließt sie den Janus-Tempel, bald lachend, bald mit thränenden Augen, fällt mir um den Hals, und wir sind ausgesöhnt.» — Und was ist es, worüber sie jezt so hartnäckig zürnt? — «Du sollst es erfahren, Karl, ich will dir es vorlesen.» — Wie, du führst ein Hauptbuch über deine Leiden? — «Wir nennen es poetisch unsere Fasti. Ich habe mir vorgenommen, wenn dieses Papierheft voll ist, es drucken zu lassen; aber ich fürchte, ich halte es nicht aus, und meine Erben werden

das Honorar einziehen.» — Sey klug, Fritz, laſſ' dir das Honorar vorausbezahlen; das thun jezt alle beliebte Schriftſteller. Fange nur zu leſen an, aber von vorne; ich bin begierig zu hören, worüber ihr zum Erſtenmale aus einander gekommen.

«Mittwoch, den 25. Juni....» — War nicht an dieſem Tage deine Hochzeit? — «Nein, die war den Tag vorher.... O ihr Götter, wie glücklich habt ihr mich gemacht! Welch eine Gabe verdank' ich eurer Gunſt! Welch ein Geiſt! Welch ein Herz! Seit ich Sophie kenne, bin ich mir erſt ſelbſt klar geworden; ſie hat meine ſchlummernde Seele mit Saitenſpiel aufgeweckt. Wie zart faßt ſie Alles! Sie giebt mir Beſſeres, als den ſchönſten Rath: ſie widerrathet mir, was ich zu viel, zu rauh, was ich Unſchickliches geſagt! Welch ein Witz des Herzens! Sie befriedigt nicht blos alle meine Wünſche, ſie weiß neue in mir zu erregen, um ſie zu befriedigen. Sie wacht vor jedem Eingange meiner Ruhe, über jeden Augenblick meiner Zufriedenheit. Sie weiß es immer eine halbe Stunde vorher, wenn ich meine Kopfſchmerzen bekomme.» — Fritz, das iſt gerade keine große Zauberei. Solche Prophezeiungen mißlingen keiner Frau, welcher an ihrer Propheten-Ehre nur im mindeſten gelegen iſt. —

«Du gute Sophie, wie belohne ich dir deine Liebe? Es iſt ja deine einzige Freude, mich glücklich zu ſehen, und dieſe Freude ſchaffſt du dir ſelbſt!» — Willſt du mich zum Beſten haben, Fritz? Ich mag nichts hören von deiner Seligkeit; Jammer, Jammer will ich haben. — «Gedulde dich nur, der wird nicht ausbleiben.»

«Abends zehn Uhr.» — Des nämlichen Tages? — «Ach ja, es war der nämliche Tag..... O Gott, wie betrübt bin ich!» — Schäm' dich, Fritz! Als du Morgens glücklich warſt, riefſt du die Götter an, und erſt als du Abends in Unglück kamſt, wurdeſt du ein guter Chriſt, und wendeteſt dich zu Gott. Du biſt ein arges Weltkind! — «Wir ſaßen in der Laube, und laſen Romeo und Julie. Wie viel werther iſt mir Sophie geworden, ſeit ich weiß, daß ihr Shakſpeare werth iſt. Sie rief mit bewegter Stimme aus: Welch eine Liebe! Wie Dülons Flöte! Es wollte mich etwas Eiferſucht anwandeln, denn ich argwöhnte, ſie habe mein Fagott im Sinne. Aber nein, die gute Seele dachte gewiß an nichts; ſie hatte ja Thränen in den Augen..... Da wurden meine Kleider-Koffer in den Hof gefahren, die ich aus meiner Junggeſellen-Herberge hatte herholen laſſen. Sophie ging mit naſſen Augen hinaus, ſie in Empfang zu nehmen. Ich

las unterdeſſen weiter. Eine ganze Stunde wartete ich, und Sophie kam nicht zurück. Ich ſchickte nach ihr; das Mädchen ſagte, Madame wäre beſchäftigt, und könne jezt nicht kommen. Ich wartete noch eine andere Stunde. Endlich ging ich hinauf, und fand meine gute Sophie, ganz erhizt vor Anſtrengung, vor einem großen Schranke ſtehen. Sie hatte meine Wäſche und meine Kleidungsſtücke, nach Schnitt und Farbe, ſyſtematiſch geordnet, das Beſchädigte in große Globen zuſammengebunden, aus Allem ein tabellariſches Verzeichniß verfertigt, und den Zettel an der innern Seite der Schrankthüre genagelt. Fritz, ſagte ſie mir ſchwer athmend, dort hinten die feinen Halstücher habe ich zurückgelegt; vorn die ordinären ſind zu deinem täglichen Gebrauche. Ich fragte ſie freundlich: Aber Sophie, wie konnteſt du um einer ſolchen Bettelei willen mich und Shakſpeare auf länger als zwei Stunden verlaſſen? Das verdroß ſie, ſie machte ein trübes Geſicht, und ſagte, ſie hätte Kopfſchmerzen. » — Und das war den Tag nach deiner Hochzeit? — « Ja.. Sie ſchmollte, und legte ſich um neun Uhr zu Bette. » — Du mußt auch nicht Alles gleich ſo übel deuten, Fritz.

« Samſtag, den 28. Juni. Ich machte mit Sophie einen Ehrenbeſuch bei einer ihrer

Freundinnen. Die Zeit ward mir dort schrecklich lange. Ich gab meiner Frau hundert Zeichen und Winke zum Fortgehen; aber sie wollte nicht darauf merken. Endlich, nach drei peinlichen Stunden, stand sie auf. Mir ward ganz leicht zu Muthe, und ich zeigte mich noch in den lezten Minuten als angenehmer Gesellschafter. Sophie öffnete die Thüre, ihre Freundin hielt das Licht in der Hand. O Karl, da fingen meine Leiden erst recht an! Eine Viertelstunde sprachen sie innerhalb der Thüre, eine Viertelstunde vor der Thüre draußen, und eine Viertelstunde auf der Treppe.» — So machen es alle Weiber, Fritz. Keine Frau kann einen Brief ohne Postskriptum schreiben, noch einen Besuch ohne Postdiktum entlassen. Sind die sich Besuchenden wahre Freundinnen, dann ist die Sache noch erträglich; die Nachreden dauern nur ein halbes Stündchen, und die Thüre wird zugemacht, ehe das Zimmer ganz kalt geworden ist. Sind sie sich aber spinnefeind, ist es nicht zum Aushalten. Dann wird die Freundlichkeit verdoppelt; dann will die Fortgehende zeigen, daß sie ungern fortgeht, und die Entlassende, daß sie ungern entläßt, und dann werden, wie die kaiserlichen Postulate von den böhmischen Ständen, die wichtigsten Dinge bei offnen Thüren verhandelt. — «Beim Abendessen hat ich So-

phie, ſie möchte doch künftig nicht ſo lange auf der Treppe ſprechen, ſie könne ſich darüber erkälten. Sie bemerkte mir, es ſey ihr Grundſatz, ſich in alle Leute zu ſchicken. Denk' nur, Karl, Grundſätze hat ſie auch! Sie fing zu ſchmollen an, und ſprach kein Wort weiter. Aber den andern Morgen, ſchon ganz frühe, ſchloß ſie den Janus-Tempel; ſie war auf den Abend zu einem Balle eingeladen.»

«Donnerſtag, den 3. Juli. Als ich nach Hauſe kam, brachte mir Sophie einen Kuß entgegen. Sie führte mich in mein Studierzimmer und ſagte: Sieh nur, Fritz, wie hübſch ich dir deine Bibliothek in Ordnung gebracht! Ich erſchrak aufs Heftigſte; ſie hatte meine Bücher ſo in Ordnung geſtellt, daß ich kein einziges Buch mehr finden konnte. Hartlebens Ueberſetzung des franzöſiſchen peinlichen Geſetzbuches ſtand neben Winkelmann: weil beide in Quart waren; und meine Tabaksdoſe, die ſie für ein Buch angeſehen, hatte ſie neben Rouſſeau's Heloiſe geſtellt: weil beide in grünen Saffian gebunden waren. Ich dankte ihr für ihren guten Willen, bat ſie aber, künftig keine Hand an meine Bücher zu legen. Das beleidigte ſie, und um einer ſolchen Kleinigkeit willen mußte ich den Janus-Tempel öffnen!» — Fritz, mein Profeſſor der Mathematik

pflegte zu ſagen: Die Ehe iſt die Lehre des Unendlich-Kleinen. Vierzig Jahre lang hatte er die Quadratur ſeiner häuslichen Zufriedenheit vergebens geſucht. Seine Frau rollte von Laune zu Laune, bis ſie in das Grab fiel. — «Und da ward der gute Profeſſor wohl recht froh?» — Ach nein; er weinte, und ſtarb.

«Montag, den 7. Juli. Sophie kam auf mein Zimmer, und fand mich im Rauchen. Sie öffnete alle Fenſter, und ſagte mit gedämpftem Ernſte: Fritz, das Rauchen werde ich dir abgewöhnen!... Karl, theurer Freund, haſt du das gehört? So ein Püppchen von achtzehn Jahren will mir etwas abgewöhnen, einem Manne von geſeztem Charakter!» — Alter, willſt du ſagen. — «Nun, meinetwegen, wenn du willſt, Alter. Frühe Weisheit, ſpäte Liebe!»

«Montag, den 14. Juli....» — Deine Montage ſind nicht blau, wie es ſcheint. — «Meine Sophie iſt aber auch gar zu furchtſam! Einige Aengſtlichkeit ſteht dem Weibe gut; ein muthiges Weib iſt ſo häßlich, als ein furchtſamer Mann. Doch zu groß darf ihre Furchtſamkeit nicht ſeyn. Wir gingen den herrlichen Fußpfad, der längs des Waldes zum Brünnchen führt. Eine Lämmerheerde graste auf dem Wege. Sophie wollte nicht vorbei, wegen des Schäferhundes. Sie be-

merkte, der Hund ſtrecke die Zunge heraus, und das bedeute nichts Gutes. Ich zog ſie mit einiger Gewalt in die Heerde hinein. Ach! unter den Lämmern ward ſie. . .» — Thue dir keine Gewalt an, Fritz; ich will es für dich ſagen. Sie ward unter den Lämmern eine Wölfin. — — «Jezt kommen zwei Vorfälle, die ich dir verſchweigen muß, Karl.» — Behalte ſie für dich, wenn du Verſchwiegenheit geſchworen. Freimaurer Geheimniſſe, die jeder erwachſene Menſch weiß! Ich möchte nur noch hören, was euern jetzigen, nun ſchon dreißigſtündigen Krieg veranlaßt.

«Vorgeſtern brachten wir den Tag auf unſerm Landhauſe zu. Vor dem Eſſen gingen wir ſpazieren. Da ſah ich in der Ferne Frau Marthe kommen. Karl, du warſt dabei, wie ich mich als Fuchs mit dem wilden Senior der Weſtphalen geſchlagen; aber wenn ich Frau Marthe ſehe, werde ich blaß. Wehe dem Unglücklichen, der ihr in den Weg kommt! Sie führt ihn rhetoriſch in das Haus jeder Familie, in jedes Zimmer des Hauſes, in jedes Mausloch des Zimmers, und erzählt, was ſeit zwanzig Jahren darin vorgegangen. Und wenn ſie fertig iſt, verdreht ſie die Augen, und ſagt, das Beſte, nämlich das Schlimmſte, verſchweige ſie aus Menſchenliebe. Ich begreife gar nicht, wie meine Sophie, bei

ſo viel Geiſt und Herz, an einer ſolchen Läſterzunge Wohlgefallen finden kann!» — Und das begreifſt du nicht, Fritz? So erfahre denn von mir, daß in jeder Frau, in der geiſtreichſten wie in der dümmſten, ein Gänschen ſteckt, und daß, wenn die Stunde des Schnatterns kommt, auch Frau von Staël mit ihrem Kammermädchen ſympathiſirt. — «Noch trennte uns ein Hügel, um den ſich mehrere Wege bogen. Ich ſchlug den Weg ein, auf dem ich ſie zu vermeiden hoffte. Aber, entweder ich kannte die Topographie der Gegend nicht genau, oder ich bin ein ſchlechter Taktiker; denn als wir aus dem Hohlwege kamen, ſtießen wir gerade mit den Köpfen an einander. Erſt wurden weibliche Küſſe gewechſelt, dieſe geheimen Ordenskennzeichen der Schweſterſchaft; dann brach es los. Ich habe einmal als Student in einer Mühle geſchlafen; aber wenigſtens fand ich den andern Morgen die Müllerstochter ſchön. Doch Frau Marthe iſt häßlich, wie die Nacht.» — O wehe, du armer Fritz! Wenn Frau Marthe häßlich iſt, iſt das Freundſchafts-Bündniß gar nicht aufzulöſen. — «Und das Schleichen, Karl! Du kennſt dieſe Qual nicht. Die Weiber gehen, als wären ihre Füße von Porzellan. Wie ein Minutenzeiger um den Stundenzeiger, mache ich ſechszig Schritte um meine

Sophie, während ſie Einen Schritt macht, und ich erreiche doch nicht eher das Ziel. Wenn ich an die Seligkeit denke, die mir zu Theil geworden, mit meiner Sophie durch das Leben zu wandern, kann ich die nicht faſſen, die ich erſt empfände, wenn ich ſtarken Schrittes mit ihr den Weg gehen dürfte!... Frau Marthe ging mit uns zurück, und endlich kamen wir an unſern Garten. Ich war glücklich. Sophie bat ſie, mit einzutreten; ich zitterte. Aber Frau Marthe ſchlug es aus. Was thut meine gute Sophie? Sie ſpricht mit ihrer Flötenſtimme: Beſte, Sie haben uns nach Hauſe begleitet, jezt wollen wir Sie nach Hauſe begleiten. Wir, hat ſie geſagt, als wär' ich der Kometenſchweif ihrer Laune! Ich folgte halb bewußtlos, als würde ich zum Richtplatz geführt. Auf dem Wege fühlte ich mich einer Ohnmacht nahe, und ich ſtieß meine Frau leiſe an. Da trennten ſie ſich. Ich ſchöpfte freie Luft; auch hatte ich ſie bald nöthig. Der Zorn meiner guten Sophie lagerte ſich, wie ein Alp, auf meine Bruſt, und erdrückte ſie faſt. Sie ſagte, gegen Frau Marthe wäre ich grob geweſen, und ſie ſelbſt hätte ich geſtoßen. Ich ſchwöre es dir, Karl, Aurora mit ihren Roſenfingern hätte ſie nicht zarter berühren können. Aber ſie blieb dabei, ich hätte ihr einen Puff

gegeben, und ſie ſagte, ich wäre ein Bär.» — Ein Bär! — «Ja, ein Bär! Und das war das lezte Wort, das ich ſeit vorgeſtern von ihr gehört.» — Nein, Fritz, das hielte ich nicht aus. Da ſollte doch lieber . . . Philolog, wie heißt das Donnerwetter auf zart griechiſch? Konnte dich deine Frau geduldig an Langeweile leiden ſehen, ſo wäre ich auch fähig, dich zu vergiften. Laſſ' dich von ihr ſcheiden, Fritz. Ich habe zum Spaße Karls V. peinliche Halsgerichts-Ordnung geleſen, und die ganze neuere Literatur der Henker- und Kerkerlehre. Himmel! was haben die Väter des Volks gerädert, gehängt, geköpft, verbrannt, erdroſſelt, geviertheilt, erſäuft, gebrandmarkt, gefoltert, eingekerkert, verpönt, anbefohlen und verboten! Jeden Abend, wenn ich ſchlafen gehe, verwundere ich mich, daß ich noch nicht gehängt bin. Aber von dem größten aller Verbrechen haben ſie kein Wort geſagt; von dem Verbrechen, einem menſchlichen Weſen, einem Ebenbilde Gottes, Langeweile zu machen. Freilich, die Herren Geſetzgeber waren große und vornehme Herren, die Jeden nach Belieben vor ſich ließen oder wegſchickten, empfingen oder verabſchiedeten. Sie kannten die Langeweile nicht, und dachten ſo wenig daran, eine Strafe auf dieſes Verbrechen zu ſetzen, als Solon an den Elternmord ge-

dacht. Iſt Langeweile verurſachen nicht ein wahrer Elternmord? Iſt nicht die Zeit unſer Aller Mutter? Wer mich verwundet oder umbringt, hat doch nur meinen Körper verlezt oder getödtet: wer mir aber Langeweile macht, verlezt oder ermordet meine Seele. — «So denke ich auch, Karl. Ich kann Alles ertragen, Hunger und Durſt, Froſt und Hitze, Rheumatismen und die Quotidienne in Paris, Zahnſchmerzen und unverdiente Vorwürfe; aber die Langeweile, die iſt ſtärker als ich. Und nicht damit zufrieden, mir, vielleicht ohne ihre Schuld, Langeweile verurſacht zu haben, vermehrt ſie noch dieſelbe, indem ſie ſchmollt, und mich ſeit zwei Tagen allein gelaſſen hat.» — Führe mich zu ihr, Fritz; ich will ihr den Kopf zurecht ſetzen. — «Thue das, lieber Karl; aber ich bitte dich, ſey nicht groh.» — Laſſ' mich nur machen. Ich weiß eine Strafpredigt auswendig, die hat ſchon in zwanzig Fällen gute Dienſte geleiſtet. In zehn Minuten haſt du ſie wieder gewonnen, oder du haſt nichts an ihr verloren.

Fritz führte mich in das Zimmer ſeiner Frau. Das liebe Weibchen ſaß ganz vergnügt an einem Tiſchchen und aß Erdbeeren mit Zucker. Das vorjährige Taſchenbuch für Liebe und Freundſchaft lag vor ihr aufgeſchlagen. Als wir eintraten, wollte ſie fortgehen; ich bat ſie aber, zu bleiben,

ich hätte ihr nöthige Dinge zu ſagen. Jezt fing ich zu reden an; aber nicht mit einem Adagio, ſondern gleich ganz erſchrecklich, wie die Ouverture zur diebiſchen Elſter.

Pfui! Weg die Runzeln und der Stirn Gewölk!
Nicht Hohn geſchnellt aus dem entflammten Blick
Auf deinen Herrn, dein Haupt, dein fürſtlich Haupt!
Das kränkt die Schönheit, wie der Froſt die Flur,
Entſtellt den Ruf, wie Sturm den Blüthenbaum,
Und iſt durchaus nicht hübſch, noch angenehm.
Ein aufgeregtes Weib gleicht einem Sumpf,
Moraſtig, häßlich, dick — ohn' allen Reiz;
So lang' er das iſt, nicht der Durſtigſte
Trinkt einen Tropfen d'raus, noch rührt ihn an.
Dein Eh'mann iſt dein Herr, dein Licht, dein Leben,
Dein Fürſt, dein Oberhaupt; er ſorgt für dich
Und deinen Wohlſtand; er giebt Preis den Leib
Mühſamer Arbeit, rings zu See, zu Land,
Ausharrt er Nächt' im Sturm, und Tag' im Froſt,
Weil du daheim liegſt warm und wohlgemuth;
Und keinen Zins verlangt er ſonſt von dir,
Als Liebe, heitern Blick und Folgſamkeit:
Zu kleine Zahlung für ſo große Schuld!
Was ſchuldig iſt der Unterthan dem Herrn,
Das iſt die Frau auch ſchuldig ihrem Mann.
Und iſt ſie kopfſtarr, launiſch, düſter, ſau'r,
Unfolgſam, ſelbſt dem billigſten Gebot,
Was iſt ſie, als aufſäßige Rebellin,
Dankloſ und frevelnd am liebreichen Herrn?
Ich fühle Scham, daß Weiber ſind ſo dumm,
Krieg ſuchend, wo man ſollte knie'n um Frieden;
Erſtrebend Herrſchaft, Macht und Tyrannei,
Wo beſſer ziemt Gehorſam, Lieb' und Treu.
Warum iſt euer Bau zart, fein und ſanft,
Kraftlos für Müh' und Ungemach der Welt?
Ein ſanftes Herz und Sitte, zart und fein,
Soll ſtimmen mit dem Aeußern überein.

Anfänglich machte Sophie einen spöttischen Mund; dann lächelte sie; dann ward sie still; dann ward sie ernst; dann fingen ihre Augen zu tröpfeln an; dann entstürzte ihnen ein Strom von Thränen; dann schlüpfte sie hinaus, schloß den Janus-Tempel, kam zurück und fiel ihrem Manne schluchzend um den Hals. Shakspeares Geist lächelte von den Sternen herab; ich aber eilte fort, und ließ die Glücklichen allein mit ihrer Liebe.

XIV.

Die Kraniche des Ibykus.

Karl! — Julie! — Nun, Karl? — Nun, Julie? — Du biſt der Mann, biſt fünf Jahre älter als ich, du mußt den Anfang machen. — Du biſt ein Mädchen, dein Herz iſt zehn Jahr älter als das meinige, an dir iſt es, anzufangen. — Sey mein Meiſter, Karl, gehe mir mit deinem Beiſpiele vor, ich werde dir folgen. — Es ſoll geſchehen, Julie. Ich liebe dich mit meiner älteſten Liebe. Nie haben dieſe Lippen einer Andern den Schwur der Treue beſiegelt noch geheuchelt. Dir ward das erſte volle Lied meines Herzens. Was früher ſonſt ein Mädchen vernahm, war bedächtige Stimmung oder ein Saitengriff, den die Finger des Zufalls entlockten; Scherz, Tändelei. — Immerhin, erzähle deine Tändeleien, Karl. — Als ich dreizehn Jahre alt war.... — Dreizehn Jahre? Das junge Herz! — Meine ältere Schweſter wurde jeden Abend von einer Freundin beſucht, die ich nach Hauſe be-

gleiten mußte. Sie war achtzehn Jahre alt. Ich hing ſchüchtern und locker, wie Baumwolle, an ihrem Arm. An der Thüre ſagte ſie mir: Gute Nacht, lieber Karl! und gab mir ihre Hand. Ich drückte ſie nicht, und antwortete: Ich wünſche Ihnen angenehme Ruhe, Mademoiſelle! Aber ſo bald ſie hinein war, ſezte ich mich auf eine Thürſchwelle gegenüber, und wartete, bis Licht im dritten Stock erſchien. Sie ſtreckte die Arme weit heraus, die Fenſterladen zu ſchließen; ich verbarg mein Geſicht mit den Händen, ſah zwiſchen den Fingern hinauf, taumelte ſelig nach Hauſe, und träumte manchen ſchönen Traum. — Kinderſpiele, Karl! Weiter. — Ich ſollte die Schule verlaſſen, um die Akademie zu beziehen. Einen Tag vor dem Examen beſuchte ich meinen Conrektor; er war nicht zu Hauſe. Seine Tochter nahm mich bei der Hand, führte mich in das Studierzimmer ihres Vaters, und verſchloß die Thüre hinter uns. Sie zeigte mir ein Buch auf ſeinem Pulte; es war Lucrez von der Natur der Dinge. Sie wies auf die Papierſtreifen, die der Vater hineingelegt; ich merkte mir die Seitenzahlen, wo wir examinirt werden ſollten, und wollte fortgehen. Das Mädchen legte die Hand auf meine Schulter und ſagte: Bin ich Ihnen nicht ſehr gut, lieber Herr Karl? Gut war ſie

freilich, aber ſie war häßlich ... — War ſie häßlich, Karl? Nur weiter. — Auf der Univerſität lernte ich die ſchöne Nichte meines Profeſſors der Geſchichte kennen. Er trug viermal wöchentlich, Nachmittags zwei Uhr, die Geſchichte der drei lezten Jahrhunderte vor. Die weſtphäliſchen Friedensverhandlungen fielen in die heißeſten Hundstage; ich konnte es nicht länger aushalten, und ſchlief ein. Da blieb ich aus der Vorleſung weg, und ſchlich mich, ein Viertel nach zwei, mit der Mappe unter dem Arme, in des Profeſſors Garten, wo die ſchöne Nichte in der Laube auf mich wartete. Wir durchplauderten angenehme Stunden, bis die franzöſiſche Revolution ausbrach. — War dir die franzöſiſche Freiheit lieber, als das deutſche Mädchen? Ich bin mit dir zufrieden, Karl! Immer weiter. — Man ſezte mir den Doktorhut auf die heiße Stirne. Ich kehrte auf einem weiten Umwege in das traurige Philiſterland zurück. Die Schweiz und Frankreich ſah ich vorher. An einem rheiniſchen Orte, wo ich übernachtete, ich weiß nicht welchem, begegnete mir ein holdes Mädchen. Wir wechſelten traulich tauſend Gedanken und Gefühle; aber im Hintergrunde meines Herzens ſtanden die Alpen. Ich reiſte am folgenden Tage fort, und hatte das reizende Geſchöpf bald vergeſſen. — Das war

ein Saitengriff des Zufalls. Iſt das Alles, Karl? — Das iſt Alles, ich bin fertig. — Schwöre es mir. — Ich ſchwöre es dir, Julie! Jezt erzähle du. — Als ich ſieben Jahre alt war ... — Sieben Jahre? Du beſchämſt deinen Meiſter. — Der wilde Knabe ſprang über die Mauer, die unſere Gärten ſchied. Es war Herbſt. Wir warfen uns mit Kaſtanien, von welchen der Raſen bedeckt war. In der Hitze des Kampfes vergriff ich mich, und warf einen Stein nach Fritz. Er blutete heftig, ich band ihm mein Tuch um den Kopf. Ich weinte, er lächelte ... — Du weinſt noch, Julie? — Ach, der arme Knabe iſt todt! — Iſt er gewiß todt? — Ja, er ſtarb am Scharlachfieber. — Schön, Julie! Fahre fort. — An einem Geburtstage meiner Mutter kam zum Erſtenmale ein Herr in unſer Haus, der war wohl dreißig Jahre alt; ich zählte erſt fünfzehn. Er verliebte ſich heftig in mich, und ich glaube gar, er hat mich heirathen wollen; ich lachte ihn aus. — Das war recht, Julie! Aber woher wußteſt du, daß er ſchon dreißig Jahre alt war? O, er mußte noch älter geweſen ſeyn. — Weiter, Julie! — Vor zwei Jahren reiſte ich mit der ſeligen Tante ins Bad von ... — Wie alt war deine ſelige Tante, als ſie ſtarb? — Achtzig Jahre. — Dann war ſie

ſchon fünfzig Jahre auf Erden ſelig. — Spötter, du zeigſt mir meinen Himmel ſehr nahe!... Die Tante legte ſich ſchon um neun Uhr zu Bette, und ich mußte bei ihr bleiben. Es war eine ſüße, warme Nacht. Die Sterne ſahen hell und freundlich auf die ſchlafende Erde herab, der Strom blinkte die ſilbernen Strahlen des Mondes zurück, Johanniswürmchen funkelten im Laube, ſüß flöteten die Nachtigallen. Da hörte ich frohe Stimmen und Geſang und Saitenſpiel näher und näher kommen. Es war eine Geſellſchaft von ältern und jüngern Perſonen, Männer und Frauen, Mädchen, Jünglinge und Knaben, und alle meine Freundinnen waren dabei. Sie erkannten mich am Fenſter und luden mich zu ſich ein. Ich fürchtete, ſie möchten die Tante wecken, ſchlich mich hinab, verſchloß leiſe die Thüre, und geſellte mich den Fröhlichen zu. «Herr Einſiedler, rief eine heitere Matrone einem jungen Manne zu, hier iſt eine Einſiedlerin; Ihr bildet ein frommes, erbauliches Paar, führen Sie unſere Julie.» ... Du biſt zerſtreut, Karl? — Nein, ich höre ſehr aufmerkſam zu. — Der junge Mann gab mir den Arm. Wir ſtiegen zu Schiffe, fuhren den Strom hinab; gingen dann über die Hügel zurück. Wir ſprachen von Muſik, vom Tanz, von der Freundſchaft, von Tod und Un-

ſterblichkeit, von Shakſpeare, Goethe und Jean Paul — mein Lieblingsſchriftſteller, und auch der meines neuen Freundes. Wir fanden eine verlorne Lilie im Graſe. «Liane!» liſpelte mein Begleiter. «Wie er hoch über der Erde ſchwebt — fuhr ich fort — und noch den Käfer erblickt, der auf dem dunkelſten Blatte wohnt! Wie er von Stern zu Stern eilt, im Fluge den Himmel küſſend.» ... «Selten — ſagte mein Begleiter — kommt ein Glücklicher dem Himmel nahe; dann aber iſt Zögerung Sünde» — und er raubte mir einen Kuß. — Karl ſprang auf, und ſprach im komiſchen Zorne: ich wollte, es wäre eine Fledermaus zwiſchen euch durchgeflogen! — Julie legte die Hand auf das Elfenbein ihrer Stirne, beſann ſich, lächelte, erhob ſich raſch, und ſprach mit froher Haſt: Eine Fledermaus? Die Kranniche des Ibykus! ja, es flog mir eine in die Locken; Du warſt der Räuber! — Karl! ſchlug die Augen nieder. — Ahnung, liebe Julie! ſüße Ahnung! — Erfüllung, lieber Karl, ſüßere Erfüllung! — und die zweimal Verlobten ſanken ſich an das ſchlagende Herz.

XV.

Die Kunſt, in drei Tagen ein Original-Schriftſteller zu werden.

Es giebt Menſchen und Schriften, welche Anweiſung geben, die lateiniſche, griechiſche, franzöſiſche Sprache in drei Tagen, die Buchhalterei ſogar in drei Stunden zu erlernen. Wie man aber in drei Tagen ein guter Original-Schriftſteller werden könne, wurde noch nicht gezeigt. Und doch iſt es ſo leicht! Man hat nichts dabei zu lernen, ſondern nur vieles zu verlernen; nichts zu erfahren, ſondern manches zu vergeſſen. Wie die Welt jezt beſchaffen, gleichen die Köpfe der Gelehrten, und alſo auch ihre Werke, den alten Handſchriften, von welchen man die langweiligen Zänkereien eines Kirchen-Stiefvaters, oder die Faſeleien eines Mönchs, erſt abkratzen muß, um zu einem römiſchen Klaſſiker zu kommen. Jedem menſchlichen Geiſte ſind ſchöne Gedanken, und weil mit jedem Menſchen die Welt neu geſchaffen wird, auch neue angeboren; aber das Leben und

der Unterricht ſchreiben ihre unnützen Sachen darauf und bedecken ſie. Man bekommt eine ziemliche richtige Anſicht von dieſer Lage der Dinge, wenn man etwa Folgendes bedenkt. Ein Thier, eine Frucht, eine Blume erkennen wir in ihrer wahren Geſtalt, was ſie ſind, erſcheinen ſie uns. Würde aber der von der Natur eines Rebhuhns, eines Himbeerſtrauchs, einer Roſe eine wahre Anſchauung haben, der nur eine Rebhuhnpaſtete, Himbeerſaft und Roſenöl kennen gelernt? So iſt es aber mit den Wiſſenſchaften, mit allen Dingen, die wir mit dem Geiſte und nicht durch die Sinne auffaſſen: zubereitet und verwandelt werden ſie uns vorgeſezt, und in ihrer rohen und nackten Geſtalt lernen wir ſie nicht kennen. Die Meinung iſt die Küche, worin alle Wahrheiten abgeſchlachtet, gerupft, zerhackt, geſchmort und gewürzt werden. An nichts iſt größerer Mangel, als an Büchern ohne Verſtand, an ſolchen nämlich, die Sachen enthalten und keine Meinungen. Es giebt nur eine kleine Zahl origineller Schriftſteller, und die beſten unterſcheiden ſich von den minder guten viel weniger, als man nach einer oberflächlichen Vergleichung denken mag. Einer ſchleicht, einer läuft, einer hinkt, einer tanzt, einer fährt, einer reitet zu ſeinem Ziele; aber Ziel und Weg iſt Allen gemein. Große

und neue Gedanken gewinnt man nur in der Einſamkeit; wie gewinnt man aber die Einſamkeit? Man kann die Menſchen fliehen, dann ſteht man auf dem geräuſchvollen Markte der Bücher; man kann die Bücher wegwerfen, wie entfernt man aber aus ſeinem Kopfe alle die herkömmlichen Kenntniſſe, die der Unterricht hineingebracht? In der Kunſt, ſich unwiſſend zu machen, iſt die wahre Kunſt der Selbſterziehung, die nöthigſte, die ſchönſte, aber die am ſeltenſten und am ſtümperhafteſten geübt wird. Wie es unter einer Million Menſchen nur tauſend Denker giebt, ſo giebt es unter tauſend Denkern nur einen Selbſtdenker. Ein Volk iſt jezt wie ein Brei, dem nur der Topf Einheit giebt; etwas Kerniges und Feſtes findet ſich nur an der Scharre, in der unterſten Lage des Volks, und Brei bleibt Brei, und der goldene Löffel der einen Mundvo herausſchöpft, hat, weil er die Verwandten getrennt, nicht darum auch die Verwandtſchaft aufgehoben.

Das wahre wiſſenſchaftliche Streben iſt keine Columbiſche Entdeckungsreiſe, ſondern eine Ulyſſes-Fahrt. Der Menſch wird in der Fremde geboren, leben heißt die Heimath ſuchen, und denken heißt leben. Aber das Vaterland der Gedanken iſt das Herz; an dieſer Quelle muß ſchöpfen,

wer frisch trinken will; der Geist ist nur Strom, Tausende sind daran gelagert, und trüben das Wasser mit Waschen, mit Baden, mit Flachs rösten und andern schmutzigen Handthierungen. Der Geist ist der Arm, das Herz ist der Wille; Kraft kann man sich anbilden, man kann sie steigern, ausbilden; was nüzt aber alle Kraft, ohne den Muth, sie zu gebrauchen? Eine schimpfliche Feigheit zu denken hält uns Alle zurück. Drückender als die Zensur der Regierungen ist die Zensur, welche die öffentliche Meinung über unsere Geisteswerke ausübt. Nicht an Geist, an Charakter mangelt es den meisten Schriftstellern, um besser zu seyn, als sie sind. Aus Eitelkeit entspringt diese Schwäche. Der Künstler, der Schriftsteller will seine Genossen überragen, überholen; aber um einen zu überragen, muß man sich ihm zur Seite stellen, um einen zu überholen, muß man auf gleichem Wege wandern als er. Daher haben die guten Schriftsteller so vieles mit den schlechten gemein. Im guten steckt ganz der schlechte; nur ist er etwas mehr. Der gute geht ganz den Weg des schlechten, nur geht er etwas weiter. Wer auf die Stimme seines Herzens hört, statt auf das Marktgeschrei, und wer den Muth hat, lehrend zu verbreiten, was ihn das Herz gelehrt, der ist immer originell. Aufrich-

tigkeit iſt die Quelle aller Genialität, und die Menſchen wären geiſtreicher, wenn ſie ſittlicher wären. Und hier folgt die verſprochene Nutzanwendung. Nehmt einige Bogen Papier und ſchreibt drei Tage hinter einander, ohne Falſch und Heuchelei, Alles nieder, was euch durch den Kopf geht. Schreibt, was ihr denkt von euch ſelbſt, von euern Weibern, von dem Türkenkrieg, von Goethe, von Fonks Kriminalprozeß, vom jüngſten Gerichte, von euern Vorgeſezten — und nach Verlauf der drei Tage werdet ihr vor Verwunderung, was ihr für neue, unerhörte Gedanken gehabt, ganz außer euch kommen. Das iſt die Kunſt, in drei Tagen ein Original-Schriftſteller zu werden!

XVI.

Ueber den Umgang mit Menſchen.

Vieles kann der Menſch entbehren, nur den Menſchen nicht. Ihm iſt die Welt gegeben; was er nicht hat, iſt er. Nichts iſt herrnlos auf dieſer Erde, nicht einmal der Herr; nichts iſt frei, nicht einmal die Luft — man kann ſie dir nehmen. Gelüſtet dir nach einer Blume, nach einer Frucht: der Garten, in dem ſie wachſen, iſt einem Menſchen eigen. Suchſt du Weisheit: der Menſch lehrt ſie dich, oder das Buch, das ihm gehört. Willſt du in den Himmel: Petrus hat den Schlüſſel. Biſt du arm, brauchſt du Menſchen, die dir geben; biſt du reich, brauchſt du Menſchen, welchen du giebſt. Denn ob du einſam auf einer wüſten Inſel darbſt, ob du einſam im wüſten Herzen genießeſt, du biſt nicht glücklich, wenn du einſam biſt. Dein Glück auch in der Einſamkeit zu finden, mußt du heilig ſeyn, und das biſt du nicht, wenn du willſt; Wenige ſind auserkoren. Was dir Menſchen geben, mußt

du bezahlen mit dem, was du haſt, oder theurer, mit dem, was du biſt. Auch Freundſchaft wird dir nicht unentgeldlich. Jeder hat in ſeinem Leben einen ſchönen Kindertag, wo er, wie die erſten Menſchen im Paradieſe die Früchte des Feldes, ſo auch Liebe, ohne Sorgen und Mühe findet. Iſt dieſer Tag aber vorüber, erwirbſt du, wie dein Brod, ſo auch Liebe nur im Schweiße deines Angeſichtes. Ihr müßt Herzen ſäen, wollt ihr Herzen ernten. Kann man den Menſchen nicht gewinnen, wie verdient man ihn? Kann man ihn gewinnen, welchen Einſatz fordert das Glück für die Hoffnung des Gewinnes? Vieles lernen wir auf niedern und auf hohen Schulen: wie die Sterne am Himmel gehen, welche Thiere in fremden Welttheilen leben, wie die Städte beſchaffen, die wir niemals ſehen. Aber wie die Menſchen beſchaffen, die uns umgeben, und welche Wege ſie wandeln, das lehrt man uns nicht. Wir lernen, unter Früchten die guten wählen, die giftigen meiden; wir lernen Hausthiere benutzen, und wilde Thiere zähmen; wir lernen dem übermüthigen Pferde ſchmeicheln, und das träge anſpornen, ſchwimmen, und Brücken über reißende Ströme bauen. Aber wie wir gute Menſchen gebrauchen, und böſe beſchwichtigen; wie wir dem Stolzen ſchmeicheln, und den Stillen antreiben;

wie wir Brücken über Tyrannen bauen, und durch ihre Leidenschaften schwimmen — das lernen wir nicht. Ihr sagt: Das lehrt die Erfahrung dem Mann! Aber die Schule der Erfahrung wird auf dem Kirchhof gehalten, und der Tod fragt uns nicht, was wir im Leben gelernt; er hat andere Künste und andere Fragen. Doch soll man um den Menschen dienen? Darf man ihn behandeln? Soll man ihn gebrauchen? Darf man ihn täuschen? Soll man ihm schmeicheln? Du kannst noch viele solche Dinge fragen, und findest keine Antwort darauf. Und wärest du der klarste Geist, und das tugendhafteste Gemüth, du wüßtest nicht, was recht ist. Glücklich auch hier, daß du nicht frei bist; daß dir die Natur gütig oder hart, Kräfte, Neigungen, Leidenschaften gegeben oder versagt, die dich auf diesen oder jenen Weg führen, und dir die Mühe der Wahl ersparen. Bist du aber der Glücklichern einer, Herr deines Willens, und Meister zu thun, was du willst: so wähle. Es giebt zwei Wege, die zu den Menschen führen: du mußt sie lieben oder hassen, hochschätzen oder verachten, sie als göttliche Wesen oder als Sachen ansehen. Es giebt noch einen dritten breiten Weg, auf den die verworrene Menge sich drängt und Staub macht; den meide.

Nicht wenn du liebenswürdig bist, wirst du geliebt; wenn man dich liebt, wirst du liebenswürdig gefunden. Andern gefallen, ist leicht, schwer ist nur, daß uns Andere gefallen. Hier ist die Kunst, mit Menschen umzugehen! Du sagst: «Ich verabscheue jenen Menschen, er ist schlecht.» Nein, er ist krank. Gewährst du nicht dem Kranken deine größte Sorgfalt, und sind nicht die Krankheiten des Herzens die gefährlichsten? «Aber er ist frei, er kann sich bessern.» Glaube an deine eigene Freiheit, wenn du den Muth hast, dein Thun zu verantworten; bürde aber keinem Schwachen diese Last auf. «Er ist ein Wütherich, ein Attila.» Er ist ein Blitz. Bewunderst du nicht die Güte Gottes noch in der Sündfluth, und die Weisheit der Natur im niedrigsten Gewürm? «Er ist dumm.» Er ist nur ein dummer Mensch, aber das klügste Schaf. Muß er Wolle tragen? «Er ist ungesellig.» Gebrauche ihn zu etwas Anderm. Der Weinstock giebt dir seine Früchte, die Eiche ihren Schatten; hast du je Früchte von der Eiche, und Schatten vom Weinstocke begehrt? «Er hat weder Geist, noch Herz, noch Tugend, noch irgend eine Gabe; er ist ein Pferd.» So reite ihn; doch du irrst. Ein Riese ist nur zweimal so groß als ein Zwerg, und jeder Zwerg ist ein halber Riese. Ein gleiches Maaß von Kraft

hat die Natur den meiſten Menſchen gegeben. Hier bildet ſie ſich zum Geiſte, dort zur Tugend, bei Einem zur Schönheit, beim Andern zur Geſundheit, beim Dritten zu dem Sinne aus, der das tief vergrabene Glück wittert. Ohne alle Gabe iſt ſelten Einer. «Aber er iſt einer dieſer Seltenen; er hat weder Geiſt, noch Herz, noch Schönheit, noch Reichthum.» So wird er wenigſtens einen guten Magen haben, und es giebt Leute, die es gern hören, wenn man ihre Verdauung lobt. «Selbſt dieſe iſt ſchlecht.» Dann wird er wenig eſſen und trinken; lobe ſeine Mäßigkeit, mache aus ſeiner Noth eine Tugend. «Aber ich will, ich darf ihm nicht ſchmeicheln; ſchmeicheln iſt ſündlich.» So liebe ihn! Liebe iſt eine Schmeichelei, die Allen gefällt, Hohen wie Niedern, Kindern wie Erwachſenen, Guten wie Böſen — und ſie iſt auch Gott gefällig.

Du haſſeſt Könige, wenn ſie raſen — raſeſt du nicht auch, wenn du getrunken? «Aber ſie ſollen nicht trinken, ſie ſollen Schmeichlern ihr Ohr nicht geben!» Aber ſie ſind im Keller geboren, Wein war ihre Ammenmilch, und man iſt nur Herr ſich den erſten Becher zu verſagen, nicht den zweiten. Du Liberaler haſſeſt den Ultra — was hat er dir gethan? «Er unterdrückt die Freiheit des Volks, er will Alles für

sich allein, er will Vorrechte haben.» Er liegt in den Banden der Gewohnheit, und wenn sein Recht auch nur ein Geschwür wäre, er stürbe daran, wenn man es öffnete. Doch sein Besitz ist edler, tausendjährig, und seine Vorfahren haben sich ihn durch ihre Tugenden erworben. «Doch er selbst hat kein Verdienst!» Bist du besser? Verschwelgst du nicht im Müssiggange den ererbten Reichthum, den dein Vater mit saurer Mühe erworben? Bist du geneigt, mit den Bedürftigen deine Schätze zu theilen? Macht ist wie Reichthum..... Du Ultra verfolgst den Liberalen — warum verfolgst du ihn? «Er will mir meine Rechte rauben!» Er will sie nur mit dir theilen, er ist ein Mensch, wie du. «Aber ich war Jahrhunderte im alleinigen Besitz.» Desto schlimmer für dich, du bist ihm auch die Zinsen schuldig. «Aber er ist ein Schwärmer, den man schrecken muß, und ich habe die Macht in der Hand, ich kann ihn zernichten.» Und wenn du den Körper zerstörst, was gewinnst du? Der Geist bleibt, der Geist hat keinen Hals; er fürchtet dich nicht, er spottet deiner. Wenn du zehn, wenn du hundert, wenn du tausend fanatische Menschen hinrichten läßt, hast du darum den Fanatismus zerstört? Glaubst du das, dann bist du ein Thor, ein Kind. Schwärmerei ist wie

eine Tontine, der Antheil der Verſtorbenen fällt den Ueberlebenden zu, und wenn du die Zahl der Todten vermehrſt, haſt du nichts gethan, als den Reichthum des Glaubens aus Vieler in Weniger Herzen gebracht, daß er mächtiger wirke. «Alſo — ſprecht ihr und ihr — ſollen wir die Hände in den Schoos legen, und gelaſſen mit anſehen, wie uns unſere Feinde bedrohen, uns berauben, in unſer Gebiet fallen?» Nein, das ſollt ihr nicht. Vertheidige du und du, was du als Recht erkannt — nicht dein Recht, das deiner Brüder; aber nur auf dem Schlachtfelde dürft ihr euch verwunden. Biſt du ein Krieger, fechte; biſt du ein Redner, rede gegen deine Feinde. Doch außer der Schlacht, außer dem Buche ſchone deinen Feind. Entweihe nicht den heiligen Altar der Menſchenliebe, der auch den Mörder ſchüzt, und breche nicht die Tage des Gottesfriedens.

«Wohl! Ich will alle Menſchen lieben, ich will Jedem zu gefallen ſuchen, dem Klugen wie dem Einfältigen, dem Hohen wie dem Niedern, dem Guten wie dem Böſen. Doch wie gefällt man der Gemeinheit?» Das mußt du einen Andern fragen. Haſt du einen hohen Geiſt, bückſt du dich vergebens; ſo dumm iſt die Dummheit nie, daß ſie nicht die krumme Linie zur geraden umzumeſſen wüßte. Du mußt klein ſeyn, willſt

du kleinen Menſchen gefallen. «Doch ich lebe unter Philiſtern, ich muß unter ihnen leben.» Das mußt du nicht; erhänge dich! Doch iſt dir dein Leben gar zu lieb, vertrage dich mit ihnen. Willſt du wiſſen, wie unglücklich man iſt, wenn man mit den Menſchen zerfallen, denke an Rouſſeau. Sein Staub iſt nicht mehr, du kennſt ſein Leben und ſeine Werke, und weißt, daß er edeln Herzens und hohen Geiſtes geweſen. Du weißt aber auch, hätteſt du zu ſeiner Zeit gelebt, du würdeſt ihn, wie es Alle gethan, für einen Böſewicht und für einen Narren gehalten haben. Rouſſeau war ein Sklave ſeiner Freiheitsliebe, und wer die Liebe zur Freiheit bis zum Wahnſinn ſteigert, daß er, um aller geſelligen Bande los zu ſeyn, wie ein Vogel in der Luft zu fliegen wagt, den trifft des Ikarus Geſchick. Darum ſuche die Menſchen zu erwerben; aber noch einmal, du mußt wählen. Du gewinnſt den Menſchen nicht, wenn du ihn nicht hochſchätzeſt oder verachteſt; und giebt es eine Kunſt, in der zu ſtümpern lächerlich und verdammlich iſt, ſo iſt es die, mit Menſchen umzugehen. Laß dich von meinem eigenen Beiſpiele warnen. Nur Einmal in meinem Leben — doch es war für einen Freund — ſuchte ich von einem Großen etwas zu erſchmeicheln. Es iſt ſchon lange her, und es

geſchah noch in jenen guten Tagen, von welchen der Miniſter auf dem Blocksberge in Goethe's Fauſt geſungen:

Jetzt iſt man von dem Rechten allzuweit,
Ich lobe mir die guten Alten;
Denn freilich, da wir Alles galten,
Da war die rechte goldne Zeit.

Ich ging zur Audienz. Aus dem, was mich Knigge und Cheſterfield gelehrt, wählte ich das Schönſte und Beſte, band es zierlich zuſammen, und überreichte den Blumenſtraus. Aber ich war falſch; mein Rücken war krumm, meine Seele war gerad; ich hatte Zucker auf den Lippen und Salz im Herzen, und der Miniſter — warf mich zur Thüre hinaus.

XVII.

Ueber das Schmollen der Weiber.

Meine ehemalige Braut nannte ich, wie es bei allen kultivirten Völkern Sitte ist, einen Engel; meine jetzige Frau nenne ich, wenn ich böse auf sie bin, einen gefallenen Engel, ist das Ehewetter aber heiter, einen gestuzten. «Warum gestuzter?» fragte mich Wilhemine, als ich mich zum Erstenmale dieses Ausdrucks bediente. Ich ward verlegen, denn ich hatte mich noch nicht zu verstellen gelernt, ich wußte noch nicht, wie gut in der Ehe oft das Lügen sey, und wie ohne diesen Lichtschirm der Wahrheit rothe Augen noch häufiger wären. «Theure Wilhelmine! — sagte ich, indem ich ihr ein Stückchen Zucker, den sie sehr liebt, in den Purpurmund steckte — liebes Vögelchen, müßte ich nicht zittern für mein Glück, wenn deine Engelsflügel nicht etwas gestuzt wären? Müßte ich nicht fürchten, du entflatterteſt» .... und flögeſt den Himmel hinauf, wo deine Heimath ist — wollte ich höchst poetischer Weise hin-

zuſetzen. Aber meine gute Frau ließ mich nicht ausreden. »Du fürchteſt alſo, ich könnte dir untreu werden?« fragte ſie, wartete aber auf keine Antwort, ſondern nahm ihr Geſicht zuſammen, verſchloß den Mund und ſchmollte. Vergebens war mein Flehen, mein Drohen, mein Reden, mein Schweigen ſogar, ſie ſchmollte fort. Ich ging mit ſtarken Schritten das Zimmer auf und ab; in Engels Mimik iſt keine Bewegung geſchildert, die ich nicht mit der größten Naturtreue darſtellte: Liebe, Haß, Zorn, Wuth, Verzweiflung; aber meine gute Wilhelmine ſprach kein Wort. Bei dieſer Gelegenheit lernte ich das berühmte Schmollen der Weiber kennen, und ſeitdem verlernte ich es nicht mehr. Es war der dreißigſte Tag nach meiner Hochzeit, da mein Glück in den Wendepunkt des Krebſes trat. Anfänglich hatte meine theure Wilhelmine nur einen Schmollſtuhl, dann nahm ſie einen Schmollwinkel ein, ſpäter verſchloß ſie ſich in ein Schmollkämmerchen, bis ſie endlich es durch Uebung dahin gebracht, im ganzen Hauſe zu ſchmollen.

Ich habe mich in der theoretiſchen wie in der praktiſchen Philoſophie etwas umgeſehen, Metaphyſik, Logik, Anthropologie, empiriſche Pſychologie ſind mir nicht ganz fremd; aber mit der Theorie des weiblichen Schmollens konnte ich bis

jezt noch nicht ins Reine kommen. Doch will ich die wenigen unſtreitigen Grundſätze, die ich mir aus meinen Erfahrungen abgezogen, gern mittheilen; ſie ſind in der gegenwärtigen Lage von Europa vielleicht nicht ohne Nutzen. Staatspapier-Händler, oder Staats-Papierhändler (ich weiß nicht, welche Schreibart die richtigere iſt) fragen ſich und Andere jezt oft: welchen Ausgang wird der Krieg gegen Spanien haben? O beneidenswerthe Unwiſſenheit! Nur wer nicht verheirathet iſt, kann zweifeln, jeder Ehemann aber weiß es beſtimmt, daß die Franzoſen verlieren werden. Das Schmollen der Weiber iſt nichts als ein Guerillas-Krieg, den ſie gegen die concentrirte Macht der Männer führen, ein Krieg, in dem ſie immer ſiegen. Was nüzt euch eure ſchwere Artillerie, wenn Mücke nach Mücke die Hände, welche die Lunten anlegen, ſtechen und verwirren? Was helfen euch dreimal hunderttauſend gut bewaffnete Gründe? Die Weiber, als hätten ſie mit dem Böſen ein Bündniß geſchloſſen, ſind gründefeſt, es dringt keiner durch. Ihre gefährliche Waffe iſt der Mund, ſie mögen ihn zum Reden oder zum Schweigen gebrauchen. Reden ſie, und ihr habt viel Verſtand und Geduld, dann könnt ihr ſie zuweilen zum Schweigen bringen; ſchweigen ſie aber (welches in der häuslichen

Kriegskunst Schmollen heißt), ist alle Mühe vergebens, sie zum Reden zu bringen, ihr müßt euch zurückziehen, und schließt um jede Bedingung einen pyrenäischen Frieden.

Der zürnende Mann ragt wenigstens mit dem Kopfe über die Wolken seines Zornes hinaus, das eheliche Gewitter grollt nur unter seinen Füßen; die Frau aber steht mit dem Kopfe unter dem donnernden Gewölke, und kein Strahl des Friedens beleuchtet ihr finsteres Gesicht. Wenn ich mit meiner guten Wilhelmine zanke, weiß ich, daß ich in einer Viertelstunde wieder versöhnt seyn werde; mein schmollender Engel aber hat gar keine Vorstellung davon, daß sie mir je wieder gut werden könnte. Ein komisches Mißverständniß trägt gewöhnlich dazu bei, sie noch mehr aufzubringen. Ich pflege nämlich meine theure Gattin Wilhelmine zu nennen; aber so oft sie zankt, rufe ich sie Minchen. Dieses Wort macht sie nur unversöhnlicher, denn sie wähnt, ich bediene mich der liebkosenden Verkleinerung nur aus Spott, und die gute Seele wird aus dem Morgenblatte erfahren, daß ich sie, wenn sie schmollt, nur darum Minchen nenne, weil sie mir dann als ein kleiner Mina vorkömmt — so geschickt weiß sie den Guerillas-Krieg zu führen.

Ich habe meiner lieben Frau schon oft vorgeschlagen, ich wollte mich auf ihr Schmollen monatlich abonniren, indem ich ihr immer auf dreißig Tage voraus Recht gäbe, und dabei meinte ich, würden wir uns besser stehen; aber sie wollte von einem solchen Vertrage nichts hören. So habe ich denn viele trübe Schmolltage in meinem Hauskalender einzutragen, und beim Schlusse des Jahres, fällt die meteorologische Bilanz nicht immer zu meinem Vortheile aus. Was aber meinem Kalender ein noch seltsameres und trauriges Ansehen giebt, ist, daß ich zwar Tag und Stunde bezeichnen kann, wo meine Wilhelmine zu schmollen angefangen, aber weder Stunde noch Tag, wo sie zu schmollen aufgehört. Sie vergrollt so leise und allmählig, daß nicht zu bestimmen ist, wenn der lezte Laut ihrer Unzufriedenheit verschallte, und plötzlich befinde ich mich mitten in meinem gewohnten Glücke, ohne zu wissen, wie ich hinein gekommen. Sie hat mir einmal anvertraut, daß es alle Weiber so machten, die, wenn sie ihr stillstehendes Herz wieder aufziehen, alle ganze, halbe und Viertel-Stunden, über welche der Zeiger rücke, schlagen ließen, bis der Zeiger auf der Stunde der Liebe stünde. Sie müßten das so machen, um die Uhr ihrer Seele nicht zu verderben.

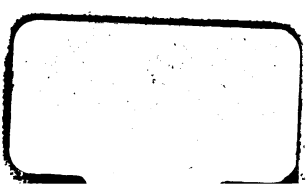
Wenn mich meine gute Wilhelmine aus dem Paradieſe, das ſie mir ſelbſt geſchaffen, auf Stunden und Tage hinaus ſchmollt, ſo iſt das nur meine eigne Schuld. Ich habe unbeſonnen meiner häuslichen Verfaſſung die Fehler der ſpaniſchen gegeben. Meine Frau und ich bilden nur eine Kammer, und ſo muß denn geſchehen, was in ſolchen Fällen immer geſchieht: das demokratiſche Prinzip gewinnt die Herrſchaft über das ariſtokratiſche. Das weibliche Herz iſt ein athenienſiſcher Markt — unter einem herrlichen blauen Himmel, liebliche Blumenſträuße, duftende Südfrüchte, holde Anmuth, Geiſt, Witz, Empfindung; aber auch Tücke, Launen, Wankelmüthigkeit und Undankbarkeit. Wo aber die häusliche Geſetzgebung weiſe in zwei Kammern getrennt iſt, wo der Mann das Oberhaus, und die Frau das Unterhaus bildet, da werden, wie ein Bayeriſcher Pair unvergleichlich ſchön geſungen hat, die Wogen der Demokratie ſich an den Felſen der Ariſtokratie brechen, auf welchen Felſen der Thron gebaut iſt, und der Frieden!

XVIII.

Der Gott in Höflingen.

Das Spaßhafte der Sache liegt nur darin: daß die Leſer anfänglich glauben werden, ich mache Spaß, und die Höflinge unter ihnen, ich wolle ihrer ſpotten, und daß der lezteren Einer, begreift er endlich, daß ich es ernſt gemeint, voller Angſt zu ſeinem Arzte ſchicken und dem herbeigeeilten ſagen wird: «Medizinalrath, ich bin ein Mann, und zittere vor dem Tode nicht; darum Offenherzigkeit! Bin ich wirklich ein Schwärmer? Habe ich Religion? Liege ich an Ideen darnieder? Grade heraus, iſt die Krankheit immer tödtlich, oder hat man Beiſpiele von deren glücklichen Heilung? Was halten Sie von meinem Zuſtande?» Ja, Herr Hofmarſchall! Sie ſind ſchwärmeriſcher als ein Verliebter, frömmer als ein Heiliger, phantaſtiſcher als Jakob Böhm; leben in einer [illegible]ftigen Ideen-Welt und [illegible] nicht praktiſch. [illegible]er beunruhigen Sie

Sie haben eine gute Natur, und werden nicht daran sterben!... Ich sage: das ist allein der Spaß; im übrigen aber, wird man den heiligen Ernst nicht verkennen.

Jener Haushofmeister eines Prinzen Conti, der, nach beendigtem Festmahle, das er für seinen Gebieter angeordnet, sich den Degen in das Herz stieß und starb, weil auf dem Tische eine Schüssel Stockfische gemangelt — gemangelt ohne sein Verschulden, (der Eilbote war damit eine Stunde zu spät aus dem Hafen gekommen) — gemangelt nur ihm, seinem Künstlerauge, nicht den Gästen und zur Sättigung — den Opfertod jenes edeln Haushofmeisters, werdet Ihr ihn verspotten? Thut das nicht, nur seiner Zeit dürft Ihr lachen. Giebt es einen himmlischen Lohn für jede irdische Hingebung, dann wird auch der Haushofmeister seine Palme finden. Freilich werden Brutus, Sokrates nnd Timoleon dem neuen Heiligen mit Lächeln entgegen schweben, aber sie werden ihm lächeln wie einem Kinde; und wenn der Himmel seine Spiele hat, werden sie ihn ergötzen, und der verklärte Haushofmeister wird mit seinem Degen an der Seite hinter dem Stuhle des großen Cäsars stehen, und die Majestät wird seine Kunst loben, und an Stockfischen wird's nicht angeln!... Racine, welcher krank ward,

SEP 2 4 1924